

Das
Erfurter Programm

in seinem grundsätzlichen Theil

erläutert von

Karl Kautsky

Zweite Auflage

Stuttgart

Verlag von J. F. W. Bich

1892



Druck von J. G. B. Dieck in Stuttgart.

A 87-1370

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Vorwort	V
I. Der Untergang des Kleinbetriebs.	
1. Kleinbetrieb und Privateigenthum	1
2. Waare und Kapital	6
3. Die kapitalistische Produktionsweise	10
4. Der Todeskampf des Kleinbetriebs	16
II. Das Proletariat.	
1. Proletarier und Handwerksgeselle	31
2. Der Arbeitslohn	37
3. Die Auflösung der Proletarierfamilie	40
4. Die Prostitution	41
5. Die industrielle Reservearmee	43
6. Die wachsende Ausdehnung des Proletariats. Das kaufmännische und das „gebildete“ Proletariat	48
III. Die Kapitalisteklasse.	
1. Handel und Kredit	57
2. Arbeitstheilung und Konkurrenz	62
3. Der Profit	65
4. Die Grundrente	66
5. Die Steuern	70
6. Das Sinken des Profits	73
7. Das Wachstum der Großbetriebe. Die Kartelle	77
8. Die wirtschaftlichen Krisen	86
9. Die chronische Ueberproduktion	98
IV. Der Zukunftsstaat.	
1. Soziale Reform und Revolution	104
2. Privateigenthum und genossenschaftliches Eigenthum	111
3. Die sozialistische Produktion	114

IV

4. Die wirtschaftliche Bedeutung des Staates . . .	123
5. Der Staatssozialismus und die Sozialdemokratie . .	129
6. Der Aufbau des Zukunftsstaates	131
7. Die Abschaffung der Familie	145
8. Die Konfiskation des Eigentums	147
9. Die Vertheilung der Produkte im Zukunftsstaat . .	153
10. Der Sozialismus und die Freiheit	166

V. Der Klassenkampf.

1. Der Sozialismus und die besitzenden Klassen . .	177
2. Gefinde und Bediententhum	182
3. Das Lumpenproletariat	186
4. Die Anfänge des Lohnproletariats	188
5. Die Erhebung des Lohnproletariats	190
6. Der Widerstreit der das Proletariat erhebenden und der es herabdrückenden Tendenzen	198
7. Die Philanthropie und die Arbeiterschutzgesetzgebung	200
8. Die Gewerkschaftsbewegung	206
9. Der politische Kampf	216
10. Die Arbeiterpartei	
11. Die Arbeiterbewegung und der Sozialismus . .	
12. Die Sozialdemokratie — die Vereinigung von Arbeiterbewegung und Sozialismus	
13. Die Internationalität der Sozialdemokratie . .	
14. Die Sozialdemokratie und das Volk	

Vorwort.

Gelegentlich der Diskussionen über den Entwurf des neuen Programms der sozialdemokratischen Partei schlug ich in der „Neuen Zeit“ vor, es solle ein populärer Kommentar zum Programm verfaßt werden, der dessen kurze nackte Sätze weiter ausführe, begründe und erkläre.

Aufgefordert, meinen Vorschlag selbst durchzuführen, machte ich mich ans Werk, fand aber bald, daß es geradezu unmöglich sei, in dem engen Rahmen eines Manifests, wie ich geplant, eine umfassende und gemeinverständliche Darstellung aller der Grundsätze zu geben, die für die Vertheilung unserer Partei in Frage kommen. Ich hätte mich entweder darauf beschränken müssen, sie kurz zu kennzeichnen und dann im besten Fall einen dürftigen Abklatsch des kommunistischen Manifests liefern können, der gleich diesem zu seinem Verständnis bereits gewisser ökonomischer und historischer Vorkenntnisse bedurfte. Oder ich hätte mich auf die Erörterung einiger weniger Hauptsätze beschränken müssen, wie ich auch in einer Broschüre gethan, die gleichzeitig mit vorliegendem Büchlein erscheint.

Aber diese erfüllt für sich allein nicht den Zweck, den mein Vorschlag im Auge gehabt. Neben kurzen Broschüren, welche

die Massen auf unsere Bestrebungen aufmerksam machen, brauchen wir eine Art Katechismus der Sozialdemokratie, einen Leitfaden für denjenigen, der sich mit ihrem Gedankengang vertraut machen will, sowie einen Leitfaden für den Agitator, der Andere in diesen Gedankengang einführen soll. Eine derartige Schrift fehlt bisher unserer Literatur. Alle die Werke der deutschen sozialistischen Literatur, die den Umfang einer Broschüre überschreiten, sind Monographien, von denen jede nur eine oder mehrere, aber keineswegs alle Seiten des modernen Sozialismus behandelt. Allerdings ist diese Literatur bereits so umfangreich, daß sie eine allseitige Erfassung unserer Prinzipien ermöglicht. Wer z. B. das „Kapital“ von Marx, ferner die Schriften von Engels über die „Lage der arbeitenden Klasse in England,“ die „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“ und über den „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats,“ dann Bebel's „Die Frau und der Sozialismus,“ sowie endlich das schon erwähnte „Kommunistische Manifest,“ dessen Gedankengang sich wie ein rother Faden durch alle diese Werke zieht*), gelesen und begriffen hat, der muß bereits im Stande sein, die Gedankenwelt des modernen Sozialismus nach allen Seiten zu erfassen.

Aber das Lesen aller dieser Bücher, namentlich des „Kapital,“ ist nicht Jedermanns Sache, und es fehlte bisher ein Zwischenglied zwischen den Broschüren und den Spezialwerken der sozia-

*) Die „Lage der arbeitenden Klasse in England“ erschien allerdings zwei Jahre vor dem „Kommunistischen Manifest,“ athmet aber schon denselben Geist wie dieses.

listischen Literatur, es fehlt eine populäre und dabei doch eingehendere zusammenfassende Darlegung und Begründung der gesammten Grundsätze der Sozialdemokratie.

Vorliegende Schrift macht den Versuch, diese Lücke auszufüllen. An der Hand des Erfurter Programms will sie in allgemeinverständlicher Weise jede Seite der sozialistischen Ideenwelt, die wesentlich und für das Verständnis der Sozialdemokratie von Bedeutung ist, zur Darstellung bringen. Es handelt sich hier selbstverständlich nicht um eine systematische, wissenschaftliche Grundlegung, sondern in erster Linie um das Erschließen des Verständnisses für die praktische Thätigkeit der Sozialdemokratie. Daher sind die allgemeinen grundlegenden Theorien nur kurz berührt, nur die Resultate der Forschung ohne Begründung und Auseinandersetzung gegeben worden. Ein näheres Eingehen auf diese Theorien ist Sache des Spezialstudiums. Dagegen wird eine Reihe näher stehender Einzelfragen, die augenblicklich lebhaft diskutiert werden, eingehender erörtert, so der Untergang des Kleinbetriebes, die Kartelle, die Ueberproduktion, das Verhältniß der Arbeiterklasse zur politischen und gewerkschaftlichen Thätigkeit u. s. w., namentlich aber die Frage des „Zukunftsstaates.“

Im Ganzen und Großen bietet vorliegende Schrift schon ihrer Anlage nach nur eine Uebersicht der in den grundlegenden Werken der sozialdemokratischen Literatur bereits niedergelegten Ideen. Aber eben diese umfassende Anlage machte es auch hin und wieder notwendig, Gebiete zu berühren, die von unserer Parteiliteratur noch nicht oder nicht in dem Zusammenhange, wie hier, behandelt worden sind. Wir hoffen daher, daß in dieser

Schrift nicht nur jene Leser, die unserer Partei bisher fernge standen, sondern auch diejenigen, die unsere Literatur kennen, manchen neuen Gedanken finden werden.

Zum Schlusse erfülle ich die angenehme Pflicht, meinem lieben Freund und Mitarbeiter Eduard Bernstein an dieser Stelle für die Förderung zu danken, die er dieser wie mancher anderen meiner Arbeiten durch seine Rathschläge und die kritische Durchsicht des Manuscripts zu Theil werden ließ.

Stuttgart, im Juni 1892.

K. Kautsky.

I. Der Untergang des Kleinbetriebs.

1. Kleinbetrieb und Privateigenthum.

Das Programm, das sich die deutsche Sozialdemokratie auf dem Parteitag zu Erfurt (14.—20. Oktober 1891) gegeben hat, zerfällt in zwei Theile, einen allgemeinen, theoretischen, der die Grundzüge und Endziele der Sozialdemokratie behandelt, und einen praktischen Theil, der die Forderungen enthält, welche die Sozialdemokratie als praktische Partei an die heutige Gesellschaft und den heutigen Staat stellt, um damit die Erreichung ihrer Endziele anzubahnen.

Uns beschäftigt hier nur der erste, allgemeine Theil. Derselbe zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen: 1. Eine Kennzeichnung der heutigen Gesellschaft und ihres Entwicklungsganges. Daraus werden gefolgert: 2. die Endziele der Sozialdemokratie und 3. die Mittel, welche zu ihrer Verwirklichung führen können und werden.

Betrachten wir zunächst die erste Unterabtheilung. Sie besteht aus vier Absätzen, welche lauten:

Die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnothwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebs, dessen Grundlage das Privateigenthum des Arbeiters an seinen Produktionsmitteln bildet. Sie trennt den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln und verwandelt ihn in einen besitzlosen Proletarier, indem die Produktionsmittel das Monopol einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern werden.

Hand in Hand mit dieser Monopolisierung der Produktionsmittel geht die Verdrängung der zersplitterten Kleinbetriebe durch kolossale Großbetriebe, geht die Entwicklung des Werkzeugs zur Maschine, geht ein riesenhaftes Wachstum der Produktivität der menschlichen Arbeit. Aber alle Vorteile dieser Umwandlung werden von den Kapitalisten und Großgrundbesitzern monopolisiert. Für das Proletariat und die versinkenden Mittelschichten — Kleinbürger, Bauern — bedeutet sie wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung.

Immer größer wird die Zahl der Proletariat, immer massenhafter die Arme der überschüssigen Arbeiter, immer schroffer der Gegensatz zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, immer erbitterter der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat, der die moderne Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager trennt und das gemeinsame Merkmal aller Industrieländer ist.

Der Abgrund zwischen Besitzenden und Besitzlosen wird noch erweitert durch die im Wesen der kapitalistischen Produktionsweise begründeten Krisen, die immer umfangreicher und verheerender werden, die allgemeine Unsicherheit zum Normalzustand der Gesellschaft erheben und den Beweis liefern, daß die Produktivkräfte der heutigen Gesellschaft über den Kopf gewachsen sind, daß das Privateigentum an Produktionsmitteln unvereinbar geworden ist mit deren zweckentsprechender Anwendung und voller Entwicklung.

Gleich im ersten Satz unseres Programms stoßen wir auf ein bemerkenswertes Wort: „Ökonomische Entwicklung.“ Dasselbe führt uns sofort auf den Kernpunkt der sozialdemokratischen Gedankenwelt.

Mancher meint, etwas sehr Weises zu sagen, wenn er uns gegenüber erklärt: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Wie es heute ist, so ist es immer gewesen und wird es immer sein.“ Nichts unrichtiger und thörichter als diese Behauptung. Die neuere Wissenschaft zeigt uns, daß nirgends ein Stillstand stattfindet, daß in der Gesellschaft wie in der Natur eine stete Entwicklung wahrnehmbar ist.

Wir wissen heute, daß ursprünglich der Mensch in thierähnlicher Weise nur von der Einsammlung dessen lebte, was die Natur ihm freiwillig bot. Aber er erfand eine Waffe nach der anderen, ein Werkzeug nach dem anderen, eines vollkommener als das andere. Er wurde Jäger, Säger, Viehzüchter, endlich sesshafter Ackerbauer und Handwerker. Immer rascher war der Gang der Entwicklung, bis diese endlich heute im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität eine so schnelle geworden ist, daß wir sie mit unseren eigenen Augen verfolgen können, ohne Vergleichung mit früheren Zeiten. Und da giebt es noch Leute, die mit überlegener Miene uns belehren wollen darüber, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt!

Die Art, wie die Menschen ihren Lebensunterhalt gewinnen, wie sie die dazu nötigen Güter erzeugen (produzieren), hängt ab von der Beschaffenheit ihrer Werkzeuge, ihrer Rohstoffe, mit einem Wort, von den Mitteln, die ihnen zur Gütererzeugung (Produktion) zur Verfügung stehen, von ihren Produktionsmitteln. Die Menschen haben aber nie vereinzelt produziert, sondern stets in größeren oder kleineren Gesellschaften, deren jeweilige Form abhängt von der jeweilig herrschenden Art der Produktion.

Der Entwicklung der Produktion entspricht demnach eine gesellschaftliche Entwicklung.

Die Formen der Gesellschaft und die Verhältnisse ihrer Mitglieder untereinander hängen aber aufs Engste zusammen mit den Eigentumsformen, die sie anerkennt und aufrecht erhält. Hand in Hand mit der Entwicklung der Produktion geht daher auch eine Entwicklung des Eigentums.

Ein Beispiel wird das klar machen. Wir wollen dasselbe der bäuerlichen Wirtschaft entnehmen.

Ein ordentlicher bäuerlicher Betrieb umfaßt zwei Wirtschaftszweige: Die Viehhaltung und den Ackerbau. In der Viehhaltung herrschte bei uns bis ins vorige Jahrhundert hinein allgemein

und herrscht vielfach heute noch die Weidewirtschaft. Diese bedingt aber das Gemeineigentum an Grund und Boden. Es wäre ein Unsinn, wollte jeder Bauer sein eigenes Stückchen Weide für sich absondern, es besonders einzäunen, einen eigenen Hirten für seine paar Stück Vieh halten u. s. f. Daher hängt der Bauer, wo die Weidewirtschaft besteht, mit der größten Fähigkeit an der Gemeinweide und am Gemeindegelände fest.

Anders sieht es im Ackerbau, wenn derselbe mit den einfachen Werkzeugen der bäuerlichen Wirtschaft, ohne Maschinen, betrieben wird. Eine gemeinsame Bearbeitung des gesamten Ackerlandes einer Bauerngemeinde durch die Gesamtheit der Gemeindegemeinschaft ist unter diesen Umständen weder notwendig noch förderlich für die Produktion. Die Werkzeuge des bäuerlichen Ackerbaues bedingen es, daß der Einzelne allein oder im Verein mit einigen Wenigen (einer Gruppe, wie sie die bäuerliche Familie darstellt) ein kleineres Stück Land besonders bebaut. Die Bodenbestellung wird aber unter diesen Umständen um so sorgfältiger sein, je mehr einem um so reicheren Ertrag abzuwerfen, je freier der Bauer über sein Grundstück verfügen kann und je voller ihm der Ertrag der Bearbeitung und Verbesserung seines Acker zu Theil wird. Der Ackerbau drängt in seinen Anfängen zum Kleinbetrieb, dieser aber bedarf des Privateigentums an den Produktionsmitteln, soll er sich voll entfalten können.

Wir sehen daher z. B. bei den alten Deutschen das Gemeineigentum an Grund und Boden, das bei ihnen herrschte, so lange die Weidewirtschaft (und die Jagd) für sie die vornehmsten Mittel zur Gewinnung des Lebensunterhalts waren, in dem Maße immer mehr und mehr verschwinden und dem Privateigentum an Grund und Boden Platz machen, in dem der kleinbäuerliche Ackerbau in den Vordergrund trat. Die Ersetzung der Weidewirtschaft

durch die Stallwirtschaft machte dem ländlichen Gemeineigentum vollends den Garaus.

So ist unter dem Einfluß der wirtschaftlichen (ökonomischen) Entwicklung, in Folge der Fortschritte in der Landwirtschaft der Bauer aus einem Kommunisten zu einem Fanatiker des Privateigentums geworden.

Was vom Kleinbauern, gilt ebenfalls vom Handwerker. Das Handwerk bedarf keines genossenschaftlichen Zusammenarbeitens einer größeren Anzahl von Arbeitern. Jeder Arbeiter des Handwerks produziert für sich entweder ganz allein oder mit ein bis zwei Helfern, Gesellen, die zu seiner Familie, seinem Haushalt, gehören. Wie in der bäuerlichen Landwirtschaft hält auch im Handwerk der einzelne Arbeiter oder die einzelne Arbeiterfamilie einen besonderen Wirtschaftsbetrieb im Gang. Und daher bedarf das Handwerk ebenso wie der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft des Privateigentums an den Produktionsmitteln, die es verwendet, und an den Produkten, die es erzeugt, um seine Leistungsfähigkeit, seine Produktivkraft voll zu entfalten. Im Kleinbetrieb hängt das Produkt des Arbeiters ab von seiner Persönlichkeit, von seiner Geschäftlichkeit, seinem Fleiß, seiner Ausdauer. Er nimmt es daher für sich in Anspruch als sein persönliches Eigentum. Er kann aber seine Persönlichkeit in der Produktion nicht voll entfalten, wenn er nicht persönlich frei ist und frei über seine Produktionsmittel verfügt, das heißt, wenn diese nicht sein Privateigentum sind.

Das hat die Sozialdemokratie erkannt und in ihrem Programm ausdrücklich anerkannt mit den Worten, daß „das Privateigentum an den Produktionsmitteln die Grundlage des Kleinbetriebs bildet.“ Aber sie sagt gleichzeitig, daß „die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft mit Notwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebs führt.“

Befolgen wir nun diese Entwicklung.

2. Waare und Kapital.

Die Ausgangspunkte der bürgerlichen Gesellschaft sind die bauerliche Landwirtschaft und das Handwerk.

Die Bauernfamilie befriedigte ursprünglich alle ihre Bedürfnisse selbst. Sie erzeugte alle Nahrungs- und Genußmittel, deren sie bedurfte, alle Werkzeuge, alle Kleider für ihre Mitglieder, sie baute selbst ihr Haus u. s. w. Sie produzierte so viel, als sie brauchte, aber auch nicht mehr. Mit der Zeit aber gelangte sie durch den Fortschritt der Landwirtschaft dahin, daß sie einen Ueberschuß an Produkten erzeugte, den sie nicht unmittelbar selbst brauchte. Sie wurde dadurch in Stand gesetzt, für diesen Ueberschuß Produkte einzutauschen, die sie nicht oder nicht genügend zu erzeugen vermochte, die ihr aber willkommen waren, etwa einen Schmuck, eine Waffe oder ein Werkzeug. Durch den Austausch wurden diese Produkte zu Waaren.

Eine Waare ist ein Produkt, das nicht zur Verwendung oder zum Verbrauch (Konsum) innerhalb des Wirtschaftsbetriebs, in dem es erzeugt worden, sondern zum Austausch gegen das Produkt eines anderen Wirtschaftsbetriebs bestimmt ist. Der Weizen, den der Bauer zum Selbstgebrauch baut, ist keine Waare, wohl aber derjenige, den er zum Verkauf baut. Verkaufen heißt nichts, als eine bestimmte Waare gegen eine solche austauschen, die Jedermann willkommen ist, und die auf diese Weise zu Geld wird, z. B. das Gold.

Der Bauer wird, wie wir gesehen, im Laufe der ökonomischen Entwicklung zum Waarenproduzenten; der Handwerker im selbständigen Kleinbetrieb ist von vornherein Waarenproduzent. Und es ist nicht bloß ein Ueberschuß an Produkten, den er verkauft, sondern bei ihm steht die Produktion zum Verkauf im Vordergrund.

Der Waarenaustausch setzt aber zweierlei voraus: erstens, daß nicht alle einzelnen Wirtschaftsbetriebe dasselbe produziren, sondern daß eine Arbeitsteilung in der Gesellschaft eingetreten ist, und zweitens, daß die Tauschenden über die Produkte, die sie austauschen, frei verfügen, daß diese ihr Privateigenthum sind.

Je mehr im Laufe der ökonomischen Entwicklung die Theilung der Arbeit in einzelne Berufe fortschreitet und das Privateigenthum an Umfang und Bedeutung zunimmt, desto mehr tritt im Allgemeinen die Produktion für den Selbstgebrauch zurück und wird verdrängt durch die Waarenproduktion.

Die Arbeitsteilung führt schließlich dahin, daß auch das Kaufen und Verkaufen ein besonderes Geschäft wird, dem sich eine Menschengruppe ausschließlich hingiebt, die Kaufleute. Dieselben ziehen ihr Einkommen daraus, daß sie billig kaufen und theuer verkaufen. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß sie die Preise der Waaren willkürlich bestimmen können. Der Preis einer Waare hängt in letzter Linie ab von ihrem Tauschwerth. Der Werth einer Waare wird aber bestimmt durch die im Allgemeinen zu ihrer Herstellung erforderliche Arbeitsmenge. Der Preis einer Waare fällt jedoch fast nie mit ihrem Werth genau zusammen; er wird nicht bloß durch die Produktionsverhältnisse bestimmt, wie der Werth, sondern auch durch die Marktverhältnisse, vor Allem durch Nachfrage und Angebot, davon, in welcher Menge die Waare auf den Markt gebracht, in welcher Menge sie verlangt wird. Aber auch der Preis unterliegt gewissen Gesetzen. Er ist zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten ein bestimmter. Will also der Kaufmann einen Ueberschuß des Verkaufspreises der Waare über ihren Einkaufspreis erzielen, das heißt, einen Gewinn oder Profit, so kann er denselben in der Regel nur dadurch erlangen, daß er seine Waare an einem Ort oder zu einer Zeit kauft, wo sie billig ist, daß er sie an einem Ort oder zu einer Zeit verkauft, wo sie theuer ist.

Wenn der Bauer oder der Handwerker Waaren kauft, thut er dies, weil er sie für sich oder seine Familie braucht: als Produktions- oder als Lebensmittel. Der Kaufmann kauft Waaren, nicht um sie selbst zu verbrauchen, sondern um sie so zu verwenden, daß sie ihm einen Profit verschaffen. Waaren und Geldsummen, welche zu diesem Zwecke verwendet werden, sind — Kapital.

Man kann von keiner Waare oder Geldsumme an und für sich sagen, sie sei Kapital oder nicht. Es kommt auf ihre Verwendung an. Der Tabak, den ein Kaufmann kauft, um ihn mit einem Gewinn wieder zu verkaufen, ist für ihn Kapital. Der Tabak, den er kauft, um ihn selbst zu rauchen, ist für ihn kein Kapital.

Die ursprünglichste Form des Kapitals ist die des Kaufmannskapitals. Fast eben so alt ist das Wucherkapital, dessen Gewinn in dem Zins besteht, den der Kapitalist für entlehene Waaren oder Geldsummen einstreicht.

Das Kapital bildet sich auf einer gewissen Stufe der Waarenproduktion, natürlich auf der Grundlage des Privateigentums, welches ja die Grundlage der ganzen Waarenproduktion bildet. Aber unter dem Einfluß des Kapitals erhält das Privateigentum ein ganz neues Gesicht, oder vielmehr es erhält jetzt zwei Gesichter. Neben dem Kleinbürgerlichen, den Verhältnissen des Kleinbetriebs entsprechenden, zeigt es jetzt auch ein kapitalistisches. Die Vertheidiger des jetzigen Privateigentums weisen nur auf seine Kleinbürgerliche Seite hin. Und doch muß man blind sein, um heute die kapitalistische Seite des Privateigentums zu übersehen.

Auf der Stufe der ökonomischen Entwicklung, die wir jetzt behandeln, wo das Kapital nur Kaufmanns- und Wucherkapital ist, werden erst wenige Züge dieses kapitalistischen Gesichts sichtbar, aber auch sie sind bemerkenswerth.

Das Einkommen des Bauern oder Handwerkers hängt unter der Herrschaft des Kleinbetriebs in erster Linie ab von seiner

und seiner Familiengenossen Persönlichkeit, seinem Fleiß, seiner Geschicklichkeit u. s. w. Die Menge des Profits des Kaufmanns dagegen ist um so größer, je mehr Geld er hat, Waaren zu kaufen, je mehr Waaren er zum Verkauf besitzt. Wenn ich 10 000 Pfund Tabak verkaufe, wird mein Profit unter sonst gleichen Umständen hundertmal so groß sein, als wenn ich bloß 100 Pfund verkaufen kann. Das gleiche gilt vom Wucherer. Das Einkommen des Kapitalisten — als Kapitalisten — hängt also in erster Linie ab von der Größe seines Kapitals.

Die Arbeitskraft und die Fähigkeiten des Einzelnen sind begrenzt; so auch die Menge der Erzeugnisse, die ein Arbeiter unter bestimmten Verhältnissen hervorbringen kann. Sie kann einen gewissen Durchschnitt nie weit übersteigen. Geld dagegen kann man ins Unendliche aufhäufen, dafür giebt es kein Maß und kein Ziel. Und je mehr Geld Einer hat, desto mehr Geld heßt es, wenn als Kapital angewendet. Damit ist die Möglichkeit gegeben, unermessliche Reichthümer zu erwerben.

Aber das Privateigentum schafft noch eine andere Möglichkeit. Das Privateigentum an Produktionsmitteln bedeutet für Jedermann die rechtliche Möglichkeit, dieselben zu erwerben, aber auch die Möglichkeit, sie, das heißt seine Lebensquellen, zu verlieren, also in völlige Armuth zu versinken. Das Wucherkapital setzt die Bedürftigkeit bereits voraus. Wer hat, was er braucht, wird nichts zu leihen nehmen. Indem es die Nothlage des Bedürftigen ausbeutet, ist das Wucherkapital ein Mittel, sie zu vermehren.

Arbeitsloser Erwerb — unermessliche Reichthümer der Einen — völlige Armuth der Anderen — diese Züge zeigt uns das kapitalistische Gesicht des Privateigentums. Aber noch bleiben diese Züge verschleiert, so lange das Kaufmanns- und Wucherkapital im Anfang ihrer Entwicklung sind. Namentlich der schlimmste Zug, die Armuth, tritt nur schwach zu Tage, die

Befißlosigkeit bleibt Ausnahmefall, ist nicht der Zustand großer Volksmassen.

Denn ebenso wie die anderen Ausbeuter, die neben dem Kaufmann und Wucherer austauschen, z. B. im Mittelalter die feudalen Grundherrschaften — auf die wir hier jedoch, um nicht abzuschweifen, nicht weiter eingehen können —, ist auch der Kaufmann und Wucherer auf dieser Stufe auf das Bestehen und Gedeihen der Kleinbetriebe in Stadt und Land angewiesen. Noch gilt das Sprichwort: Hat der Bauer Geld, so hat es die ganze Welt. Der Handel vernichtet den Kleinbetrieb nicht, er fördert ihn unter Umständen. Der Wucherer saugt seinen Schutzbauer aus, hat aber an seinem Untergang kein Interesse. Der Verlust der Produktionsmittel, die Armut, tritt unter diesen Umständen nicht als regelmäßige gesellschaftliche Erscheinung auf, sondern als besonderes Unglück, durch außergewöhnliche Unfälle oder außergewöhnliche Unfähigkeit hervorgerufen. Die Armut gilt da entweder als eine von Gott gesandte Prüfung oder als eine Strafe für Faulheit, Reichthum u. s. w. Diese Auffassung gilt heute noch sehr stark in kleinbürgerlichen Kreisen, und doch ist seitdem die Befißlosigkeit eine Erscheinung ganz anderer Art geworden, als sie ehemals war.

3. Die kapitalistische Produktionsweise.

Im Laufe des Mittelalters entwickelte sich das Handwerk in Europa immer mehr; die Arbeitsteilung in der Gesellschaft nahm zu — so spaltete sich z. B. die Weberei in die Wolleweberei, die Leinwandweberei und die Barchentweberei, und verschiedene mit der Weberei verbundene Handlungen, z. B. die Tuchseererei, wurden eigene Gewerbe. Die Geschicklichkeit wuchs und die Arbeitsweisen und Arbeitswerkzeuge wurden sehr verbessert. Gleichzeitig entwickelte sich der Handel, namentlich in Folge der Verbesserungen der Verkehrsmittel, besonders des Schiffbaues.

Es sind vierhundert Jahre her, da war die Blüthezeit des Handwerks, da war aber auch eine ereignisreiche Zeit für den Handel. Der Seeweg nach Indien, diesem märchenhaften Lande voll unerreichlicher Schätze, wurde gefunden und Amerika mit seinen unererschöpflichen Gold- und Silberlagern wurde entdeckt. Eine Fluth von Reichthümern ergoß sich über Europa, von Reichthümern, welche europäische Abenteuerer in den neuentdeckten Ländern durch Handel, Betrug und Raub zusammengekratzt hatten. Der Löwenantheil an diesen Reichthümern fiel den Handelsherrn zu, die im Stande waren, Schiffe auszurüsten und mit einer zahlreichen, kraftvollen Bemannung zu versehen, die ebenso wegen wie skrupellos war.

Um dieselbe Zeit bildete sich aber auch der moderne Staat, der zentralisirte Beamten- und Militärstaat, zunächst in der Form der absoluten Monarchie. Dieser Staat entsprach ebensosehr den Bedürfnissen der aufstrebenden Kapitalistenklasse, als er ihrer Unterstützung bedurfte. Der moderne Staat, der Staat der entwickelten Waarenproduktion, zieht seine Kraft nicht aus persönlichen Diensten, sondern aus seinen Geldeinnahmen. Die Monarchen hatten daher alle Ursache, diejenigen, die Geld ins Land brachten, die Kaufleute, die Kapitalisten, zu schützen und zu begünstigen. Zum Dank für diesen Schutz borgten die Kapitalisten den Monarchen und Staaten Geld, machten sie zu ihren Schuldnern, brachten sie in Abhängigkeit von sich und zwangen nun die Staatsgewalt erst recht, den kapitalistischen Interessen zu dienen durch Sicherung und Erweiterung der Verkehrswege, durch Erwerbung und Festhaltung überseeischer Kolonien, durch Kriege gegen konkurrierende Handelsstaaten u. s. w.

Unsere ökonomischen Kinderbücher erzählen uns, der Ursprung des Kapitals liege in der Sparsamkeit. Wir haben aber eben ganz andere Quellen des Kapitals kennen gelernt. Die größten Reichthümer der kapitalistischen Nationen entstammen ihrer

Kolonialpolitik, das heißt ihrer Plünderung fremder Länder, entstammen dem Seeraub, dem Schmuggel, dem Sklavenhandel, den Handelskriegen. Die Geschichte dieser Nationen liefert bis in unser Jahrhundert hinein genügende Beispiele von derartigen Methoden, Kapital zu „sparen.“ Und die Staatshilfe erwies sich als ein kräftiges Mittel, diese „Sparjamkeit“ zu fördern.

Aber die neuen Entdeckungen und Handelswege brachten nicht bloß große Reichthümer für die Kaufleute, sie erweiterten auch rasch den Absatzmarkt für die Industrie der seefahrenden Nationen Europas, namentlich die Industrie Englands, das sich zur Beherrscherin der Meere aufschwang. Das Handwerk war nicht im Stande, den so rasch und so sehr wachsenden Ansprüchen des Marktes Genüge zu leisten. Der Massenabsatz bedurfte der Massenproduktion; der große Markt bedurfte einer Produktion, die sich ganz nach seinen Bedürfnissen richtete, das heißt, die ganz von den Kaufleuten abhängig war.

Die Kaufleute hatten alles Interesse, die dem erweiterten Markt entsprechende Massenproduktion selbst ins Werk zu setzen; sie besaßen auch die nöthigen Geldmittel, um Alles im nöthigen Umfang zu kaufen, was zur Produktion nothwendig war, Rohstoffe, Werkzeuge, Werkstätten, Arbeitskräfte — aber woher diese letzteren nehmen? Sklaven, die man kaufen konnte, gab es in Europa nicht mehr. Ein Arbeiter aber, der Besitzer seiner eigenen Produktionsmittel ist oder einer Familie angehört, welche die nöthigen Produktionsmittel besitzt, verkauft seine Arbeitskraft nicht. Er zieht es vor, für sich, beziehungsweise seine Familie zu arbeiten, so daß das ganze Produkt seiner Arbeit ihm oder seiner Familie bleibt. Er verkauft sein Arbeitsprodukt, nicht aber seine Arbeitskraft. Nebenbei sei hier bemerkt, man hüte sich vor dem Ausdruck: Verkauf der Arbeit. Die Arbeit, eine Thätigkeit, kann man nicht verkaufen. Das Wort Arbeit wird

aber gewöhnlich nicht nur zur Bezeichnung einer Thätigkeit benutzt, sondern auch zur Bezeichnung des Ergebnisses dieser Thätigkeit, des Arbeitsprodukts, und zur Bezeichnung der Kraft, deren Aeußerung die Arbeitsthätigkeit ist, der Arbeitskraft. Die Anwendung des Wortes Arbeit in dem obigen Zusammenhang ermöglicht es allen jenen Oekonomen, welche Arbeiter und Kleinbürger in Unklarheit über ihre Verhältnisse erhalten wollen, die verschiedensten Dinge durcheinander zu werfen und einander gleichzusetzen. Da heißt es den Herren scharf auf die Fingern sehen.

Doch kehren wir zu unserem Kaufmann zurück, den wir auf der Suche nach Arbeitern verlassen haben. Mit den Besitzern der Kleinbetriebe und ihren Familien ist's nichts. Der Kaufmann muß Arbeiter suchen, die keine Produktionsmittel besitzen, die nichts besitzen als ihre Arbeitskraft, so daß sie gezwungen sind, diese zu verkaufen, um leben zu können. Die Entwicklung der Waarenproduktion und des Privateigenthums hatte solche Besitzlose bereits hervorgebracht, wie wir gesehen. Aber es waren ihrer anfänglich nur wenige und die meisten davon, die nicht im Familienverband eines Wirthschaftsbetriebs standen, waren entweder Arbeitsunfähige, Krüppel, Kranke, Greise, oder Arbeitsfähige, Ganner und Gauner. Die Zahl der völlig freien besitzlosen Arbeiter war gering.

Aber ein gütiges Geschick sorgte dafür, daß eben um die Zeit, da unter den Kaufleuten eine größere Nachfrage nach besitzlosen Arbeitern sich erhob, Massen von Arbeitern besitzlos gemacht und auf die Straßen geworfen wurden, wo die reichen Handelsherrn sie bloß anzusehen brauchten.

Auch dies war eine Folge der Entwicklung der Waarenproduktion. Die Erweiterung des Marktes für die städtische Industrie wirkte auf die Landwirtschaft zurück. In den Städten wuchs die Nachfrage nach Lebensmitteln und nach Rohstoffen, Holz, Wolle, Flachs, Farbstoffen u. s. w. Auch die landwirthschaftliche Produktion wurde daher immer mehr Waarenproduktion, Produktion für den Verkauf.

Der Bauer bekam Geld in die Hand. Aber das war sein Unglück. Denn das reizte die Gähgier seiner Ausbeuter, der Grundherrschaft und Fürsten. So lange sein Ueberschuß vorwiegend bloß in Naturalien bestand, hatten sie ihn nicht mehr davon abgenommen, als sie verzehren konnten. Geld kann man aber immer brauchen, je mehr, desto besser. Je mehr der Markt für den Bauer sich erweiterte, je mehr Geld er für seine Waaren löste, um so ärger wurde er von Grundherrschaft und Fürsten geschunden, um so höher stiegen seine Abgaben und Steuern. Bald waren die Herren mit dem Ueberschuß nicht zufrieden, den seine Arbeit über seine Erhaltungskosten hinaus lieferte, sie erpreßten dem Bauern immer mehr auch vom Nothwendigen. Kein Wunder, daß die Bauern Verzweiflung erfaßte, daß gar mancher, namentlich nachdem alle Versuche eines Widerstandes in den Bauernkriegen niedergeschlagen waren, Hans und Hof im Stich ließ und in der Stadt seine Zuflucht suchte.

Dazu gesellte sich vielfach noch ein anderer Umstand. Entstand in den Städten durch Erweiterung des Marktes ein Bedürfnis nach industrieller Massenproduktion, so auf dem Lande ein Bedürfnis nach landwirtschaftlicher Massenproduktion. Was die Kaufleute in den Städten, versuchten die Grundherrschaft auf dem Lande. Der Grundherr, der bis dahin in der Regel nur ein höhergestellter Bauer gewesen, suchte nun seinen Betrieb zu erweitern. An Arbeitskräften fehlte es ihm nicht, denn er hatte es verstanden, die Bauern sich dienstpflichtig zu machen. Oft aber bedurfte er gar nicht neuer Arbeitskräfte. Zum Beispiel die Produktion von Wolle oder Holz, die Weidewirtschaft, erheischt viel weniger Arbeiter als der Ackerbau. Wo die Grundherrschaft vom Ackerbau zur Weidewirtschaft oder Forstwirtschaft übergingen, machten sie landwirtschaftliche Arbeiter überflüssig. Was aber der Grundherr von jetzt an unter allen Umständen brauchte, das war mehr Land, als er bisher bewirtschaftet. Das

konnte er nur erlangen auf Kosten der Bauern seiner Umgebung. Diese mußte der Grundherr von ihren Wirtschaften verdrängen, wollte er seine Wirtschaft erweitern. Es kostete ihn wenig Ueberwindung, diesen Schritt zu thun. Das Bauernregiment begann und dauerte in großem Maßstabe bis vor hundert Jahren fort. Während die Handelsherren sich bereicherten durch Ausplünderung der Kolonien, bereicherten sich die Adligen und Fürsten durch Ausplünderung ihrer eigenen Untertanen. Und die Feudalherren scheuten ebensowenig als die Kapitalisten vor der Anwendung von Betrug und Gewalt, von Raub und Mordbrennerei zurück, wenn es zur Erreichung ihrer Ziele nothwendig schien. Die Geschichte lehrt uns da ganz sonderbare Manieren des Sparens kennen.

Was sollten die Massen beschloßener Landleute beginnen, die theils vor den Frohnden und Abgaben entflohen, theils durch Betrug oder Gewalt von Haus und Hof vertrieben worden waren? Auf eigene Faust konnten sie nichts mehr produziren, dazu fehlten ihnen die Produktionsmittel, von denen sie vertrieben, getrennt worden waren. Sie konnten keine Produkte auf den Markt bringen, so blieb ihnen nichts übrig, als sich selbst auf den Markt zu bringen, das einzige werthvolle, das ihnen geblieben war, ihre Arbeitskraft, für längere oder kürzere Zeit zu verkaufen, das heißt, sich zu verdingen. Die Einen wurden landwirtschaftliche Tagelöhner — vielleicht bei denselben Herren, der sie verjagt. Andere ließen sich als Kriegsknechte anwerben, um den Herrn, durch die sie ausgeplündert worden, bei ihren Plünderungszügen zu helfen; wieder Andere verkamen, wurden Bettler oder Verbrecher. Aber Viele, und wohl nicht die Schlechtesten, wandten sich der Industrie zu, um dort Arbeit zu suchen. Die Handwerker trachteten sich der Ueberschwemmung mit neuen Arbeitskräften, mit neuen Konkurrenten dadurch zu erwehren, daß sie ihre Gewerbe zunftmäßig abschlossen. Das trieb nur umsomehr die freigesetzten Arbeiter-

massen benjenigen Kaufleuten in die Arme, die nach Lohnarbeitern für ihre industriellen Betriebe suchten.

So wurden die Grundlagen der kapitalistischen Industrie, der kapitalistischen Produktionsweise geschaffen, durch eine Expropriation (Enteignung), eine Revolution, wie sie blutiger und grausamer die Weltgeschichte nicht kennt. Aber freilich, es war eine Revolution der Reichen und Mächtigen gegen die Schwachen und Geringen; und darum wird das Zeitalter dieser Revolution als das Zeitalter der Humanität und der Befreiung der Geister gepriesen; heute am lauteften von Jenen, die am lebhaftesten über die revolutionären Absichten der Sozialdemokratie sich enträsten.

Die Trennung größerer Arbeitermassen von ihren Produktionsmitteln, ihre Verwandlung in Besitzlose, in Proletarier, war eine notwendige Vorbedingung der kapitalistischen Massenproduktion. Die ökonomische Entwicklung drängte dazu. Aber wie immer, so haben auch diesmal die aufstrebenden Klassen sich nicht begnügt, dem selbstthätigen Wirken dieser Entwicklung ruhig zuzusehen, sondern sie haben zur Gewalt gegriffen, um ihre Interessen zu wahren und dadurch den Gang der Entwicklung zu beschleunigen. Und es war die Gewalt in ihrer brutalsten, grausamsten Form, die zur Geburtshelferin bei der kapitalistischen Gesellschaft wurde.

4. Der Todeskampf des Kleinbetriebs.

Äußerlich unterschied sich die neue Produktionsweise zunächst nur wenig von der alten. Ihre ursprüngliche Form war die, daß der Kapitalist den Arbeitern, die er gemietet, seinen Lohnarbeitern, das Rohmaterial lieferte, etwa das Garn, wenn es Weber waren, das diese zu Hause verarbeiteten, um das Produkt wieder an den Kapitalisten abzuliefern. Freilich, auch schon in

dieser Form, die der handwerksmäßigen am nächsten stand, ließ die kapitalistische Produktion einen tiefen Unterschied zwischen dem selbstständigen Handwerker und dem hausindustriellen Lohnarbeiter zu Tage treten. Wir wollen jedoch die Veränderungen in der Lage der Arbeiter, welche die neue Produktionsweise mit sich brachte, später in einem anderen Zusammenhange betrachten und hier vor Allen deren eigene Entwicklung verfolgen.

Der nächste Schritt des Kapitalisten bestand darin, daß er die Arbeiter nicht mehr ihre Arbeiten zu Hause verrichten ließ, sondern daß er sie in einer eigenen Werkstatt versammelte, wo er sie besser überwachen und antreiben konnte. Damit erst wurde die Grundlage des eigentlichen industriellen kapitalistischen Großbetriebs geschaffen, aber auch die Grundlage zu jener Umwälzung der Betriebsweisen, die seitdem in immer rascherem Zeitmaß sich vollzieht.

Durch das Zusammenarbeiten vieler in einer Werkstatt wurde erst die Arbeitsteilung innerhalb des Betriebs ermöglicht. Unter der Herrschaft des Kleinbetriebs hatte die Arbeitsteilung dahin geführt, daß die Zahl der Gewerbe sich vervielfältigte, daß die Arten von Gegenständen, die jeder Einzelne erzeugte, immer weniger wurden. Aber jeder Einzelne erzeugte doch ein Ganzes. Die Arbeitsteilung in der Bäckerei führte z. B. dahin, daß nicht mehr jeder Bäcker alle Arten von Broten herstellte. Die einen erzeugten blos Weißbrot, die anderen blos Schwarzbrot. Aber Jeder erzeugte ganze Brete. Anders die Arbeitsteilung innerhalb des Betriebs. Sie bewirkt, daß die verschiedenen Quantitäten, welche die Herstellung eines Produkts notwendig macht, bestimmten Arbeitern zugewiesen werden, von denen einer dem anderen in die Hände arbeitet. Der einzelne Arbeiter wurde so immer mehr auf einzelne Handgriffe beschränkt, die er unaufhörlich zu wiederholen hatte. Ein Großbetrieb, in dem auf diese Weise produziert wird, ist eine Manufaktur. Die

Ergiebigkeit, die Produktivität der Arbeit des Einzelnen wurde dadurch ungemein erhöht. Aber noch wichtiger zeigt sich eine andere Wirkung. War die Arbeitsteilung in einem Produktionszweig einmal so weit vorgeschritten, daß die Herstellung des Produkts in ihre einfachsten Handgriffe zerlegt worden, daß der Arbeiter zur Maschine herabgedrückt war, dann gehörte nur noch ein kleiner Schritt dazu, an Stelle des Arbeiters eine Maschine zu setzen.

Dieser Schritt geschah denn auch. Er wurde begünstigt durch die Entwicklung der Naturwissenschaften, vor Allen durch die Entdeckung der bewegenden Kraft des Dampfes, womit zum ersten Male eine von den Kräften der Elemente unabhängige, ganz dem Menschen unterthane Triebkraft geschaffen ward.

Die Einführung der Maschine in die Industrie bedeutete eine wirtschaftliche Revolution. Durch sie bekam der kapitalistische Großbetrieb seine höchste und vollkommenste Form, die der Fabrik. In der Maschine erhielt die kapitalistische Produktion ihre mächtigste Waffe, die spielend jeden Widerstand überwand und den Gang der ökonomischen Entwicklung zu einem gewaltigen Triumphzug des Kapitals gestaltete.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden die ersten praktischen Maschinen für die Gewerbeindustrie Englands erfunden und in diese eingeführt. In dieselbe Zeit fällt die Erfindung der Dampfmaschine. Von da an hat die Maschine rasch einen Industriezweig nach dem anderen, ein Land nach dem anderen erobert. Bis in die vierziger Jahre unsere Jahrhunderts war die kapitalistische Fabrikindustrie außerhalb Englands unbedeutend; in den fünfziger Jahren nahm sie einen lebhaften Aufschwung in Frankreich, in den sechziger und namentlich den siebziger Jahren eroberte sie die Vereinigten Staaten, Deutschland, Oesterreich. Im letzten Jahrzehnt hat sie sich selbst im barbarischen Rußland festgesetzt, in Ostindien, in Australien; sie beginnt sich bereits

in Ostasien, Südafrika und Südamerika einzunisten. Was sind die großartigen Westreiche der früheren Jahrhunderte gegen dieses Riesenreich, das die kapitalistische Industrie sich unterthan gemacht hat?

Im Jahre 1837 betrug in Preußen die Zahl der Dampfmaschinen in der Industrie 423 mit 7500 Pferdekraften. 1888 dagegen zählte man daselbst allein an feststehenden Dampfmaschinen 43 370. An Dampfpferdekraften in Industrie und Landwirtschaft besitzt Preußen ungefähr 1 500 000.

Die vom Dampf geleistete Arbeit aller Dampfmaschinen der Erde schätzt man heute gleich der von 200 Millionen Pferden oder von tausend Millionen Männern.

Durch die Dampfmaschine ist die ganze Produktionsweise in eine beständige Umwälzung versetzt worden. Eine Erfindung, eine Entdeckung jagt die andere. Auf der einen Seite erobert die Maschine jeden Tag neue Gebiete, die bisher noch der Handarbeit vorbehalten geblieben waren. Auf der anderen Seite werden in den Industriezweigen, die bereits dem Fabrikssystem unterworfen sind, jeden Tag alte Maschinen durch neue, leistungsfähigere überflüssig gemacht; ja es werden oft mit einem Schlage durch neue Erfindungen ganze neue Industriezweige geschaffen, alte zum Tode verurteilt.

Bereits vor zwanzig Jahren lieferte ein Arbeiter auf der Spinnmaschine hundert Mal so viel Produkt, als eine Handspinnerin. Aber während damals eine Maschine höchstens 500 Spindeln zu treiben vermochte, besorgt sie heute bis 1270 Spindeln; und während damals die Spindel höchstens 8000 Umdrehungen in der Minute machte, steigern die neuesten Maschinen die Umdrehungszahl auf 11 000. Und wie in diesem, so geht es in Hunderten von Industriezweigen.

Was kann daneben noch der handwerksmäßige Kleinbetrieb bedeuten?

Auch auf seiner untersten Stufe, der der kapitalistisch ausgebeuteten Hausindustrie, zeigt sich der kapitalistische Betrieb dem Handwerksbetrieb überlegen. Wir wollen ganz absehen davon, daß jener den Arbeiter auf eine Spezialität beschränkt und dadurch seine Leistungsfähigkeit erhöht. Viel wichtiger ist der Vorteil, den der Kapitalist als Kaufmann vor dem Handwerker voraus hat. Er kauft seine Rohstoffe und sonstigen Produktionsmittel im Großen; er überblickt den Markt weit vollkommener als der Handwerker, weiß besser den Zeitpunkt wahrzunehmen, wo billig zu kaufen, theuer zu verkaufen ist, und er besitzt auch die Mittel, diesen Zeitpunkt abzuwarten. Dadurch bereits ist die Überlegenheit des Kapitalisten über den Handwerker so groß, daß dieser nicht einmal die Konkurrenz der Hausindustrie auf allen jenen Gebieten aushalten kann, auf denen eine Massenproduktion, ein Produzieren für den Handel in Frage kommt. Selbst in jenen Industriezweigen, in denen heute noch die Handarbeit, welche im Hause des Arbeiters vor sich geht, die allein herrschende Arbeitsweise ist, hört die Selbständigkeit des Arbeiters auf, sobald sie zu Exportindustrien werden. Ein Handwerk in eine Exportindustrie verwandeln, heißt, das Handwerk vernichten, es in eine kapitalistisch ausgebeutete Hausindustrie verwandeln. Man sieht, wie schlaue jene „Sozialreformer“ sind, die ein bedrohtes Handwerk dadurch retten wollen, daß sie sein Absatzgebiet erweitern.

Also schon vom Anfang der kapitalistischen Produktion an, wo diese noch ganz einfach ist, zeigt sich dieselbe auf allen Gebieten der Massenproduktion dem Handwerk überlegen. Die Maschine macht diese Überlegenheit zu einer völlig erdrückenden. Das Handwerk kann sich nur noch behaupten in jenen Arbeitszweigen, in denen es sich noch nicht um Massenproduktion, sondern um Einzelproduktion handelt, wo der Markt noch ein eng begrenzter ist.

Aber die Maschine hat nicht nur die Industrie umgewälzt, sondern auch die Verkehrsmittel. Dampfschiffe und Eisenbahnen setzen die Transportkosten der Güter immer mehr herab, verbinden immer mehr die entferntesten und unzugänglichsten Orte mit den Stätten der Industrie, und erweitern für jede derselben den Absatzmarkt von Tag zu Tag. Dadurch erst erhält die Maschine die Möglichkeit, ihre Wirksamkeit in der Industrie voll zu entfalten. Die riesenhafte Steigerung der Produktion, die durch die Einführung der Maschine hervorgerufen wird, verlangt nach einer entsprechenden Steigerung des Absatzes.

In demselben Maße, in dem die Verkehrsmittel ausgedehnt und vervollkommen werden, in demselben Maße, in dem der Markt für die einzelnen Industriezweige sich erweitert, in demselben Maße wird das Gebiet des Handwerks eingeengt. Das Wort vom goldenen Boden des Handwerks hat schon längst jede Bedeutung verloren. Die Zahl der Arbeitszweige und der Gegenden, in denen das Handwerk noch eine Existenz fristen kann, ist schon eine ziemlich beschränkte und nimmt zusehends ab. Die Fabrik herrscht und die Tage des Handwerks sind gezählt.

Und was vom Handwerk, gilt auch vom bäuerlichen Kleinbetrieb. Wo die Landwirtschaft vorwiegend Waarenproduktion, Produktion für den Verkauf, nicht für den Selbstverbrauch, geworden ist, da hat der Großbetrieb, selbst wenn er nicht leistungsfähiger sein sollte, von vornherein vor dem Kleinbetrieb denselben Vorteil voraus, den der Kapitalist überall vor dem Handwerker voraus hat: die bessere Überzicht und Beherrschung des Marktes. Der kapitalkräftige Großgrundbesitzer oder sein Pächter kann aber auch seinen Betrieb leistungsfähiger gestalten als der Bauer, kann bessere Geräte und Werkzeuge, besseres Jucht- und Spannvieh, besseren Dünger, besseres Saat Korn u. s. w. anschaffen und anwenden, als dieser. Die Maschine vollends macht auch

auf diesem Gebiete die Ueberlegenheit des Großbetriebs zu einer erdrückenden.^{*)}

Nur dort wo die Landwirtschaft vorzugsweise Produktion für den Selbstverbrauch geblieben ist, kann der Kleinbauer noch einigermaßen gedeihen. Aber wie für das Handwerk schrumpft auch für die bäuerliche Landwirtschaft dies Gebiet des Gedeihens immer mehr zusammen. Namentlich ist es die Entwicklung des Eisenbahn- und des Steuerwesens, welche die Ausdehnung der Waarenproduktion in der Landwirtschaft fördert. Durch die Eisenbahn wird der Bauer mit dem Weltmarkt verbunden, die Steuern zwingen ihn, den Markt aufzusuchen, denn er kann sie nicht bezahlen ohne eine entsprechende Menge seiner Produkte verkauft zu haben. Je höher die Steuern, desto mehr ist der Bauer auf den Markt angewiesen, desto mehr wird seine Produktion Waarenproduktion, desto mehr ist er der Konkurrenz des Großbetriebs ausgesetzt, desto leichter erliegt er ihr. Für keine Klasse unserer Bevölkerung ist die Zunahme der Steuerlasten so verderblich, wie für den Kleinbauern. Der Militarismus

^{*)} Die Ueberlegenheit der amerikanischen Landwirtschaft über die deutsche beruht vornehmlich auf ihrer höheren Entwicklung des Maschinenwesens. Bisher wurden die Maschinen fast nur im Ackerbau angewendet. Jetzt fängt man drüben auch an, in der Viehmästung Maschinen anzuwenden. Ein Beobachter einer „Thierfabrik“ schreibt: „Der Maststall ist 400 Fuß breit, 600 Fuß lang, bedeckt eine Fläche von über zwei Hektar, und enthält 3750 Stück Hornvieh, welche dort gemästet werden. . . Das Füttern und Reinigen wird mittelst Dampfmaschinen ausgeführt. Ein Gebläse treibt den Säckel (den eine Maschine geschnitten und gemengt) und eine Pumpe die Schlempe in die Krippen. Der Dung wird mittelst Wassers, welches eine Druckpumpe liefert, zweimal des Tags rein gewegewaschen u. s. w.“ Der Berichterstatter fügt hinzu: „Wie kann das arme Bäuerlein, das sein Vieh fast noch ebenso roh gewohnheitsmäßig wie der erste Ackerbauer aufzieht, mit dieser wissenschaftlich geleiteten Viehfabrication konkurrieren?“

bildet heute die weitaus wichtigste Ursache der Vermehrung der Steuern. Dieselben Leute aber, die Großgrundbesitzer, die sich als die größten Freunde des Bauern geben, sind die eifrigsten Förderer des Militarismus. Für die Großgrundbesitzer bietet der Militarismus nur Vorteile: Er bringt die Nothwendigkeit massenhafter Lieferungen von Nahrungsmitteln für Menschen und Pferde mit sich, Massentielieferungen, die nur der Großgrundbesitzer befriedigen kann. Und den Söhnen des Großgrundbesitzers bietet der Militarismus zahlreiche, gut bezahlte Offiziersstellen. Dem Bauern nimmt der Militarismus seine beste Arbeitskraft, seinen Sohn; dafür bringt er ihm eine unerschwingliche Steuerlast und treibt ihn auf den Markt, wo er der übermächtigen Konkurrenz der Großbetriebe des In- und Auslandes erliegt.

Die herrschenden Klassen sehen in der Bauernschaft und dem Militär die einzig sichern Stützen des Bestehenden. Sie sehen aber nicht, daß die eine dieser Stützen auf der anderen ruht und diese durch ihr zunehmendes Gewicht zermalmt.

Wer Augen hat zu sehen, bedarf keiner weiteren Beweise, um zu erkennen, wie richtig der Satz unseres Programms ist, der besagt, daß die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft mit Naturnothwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebes führt.

Man hat diesen Satz bestritten, man hat ihm unter Anderem die Thatfache entgegen gehalten, daß im Deutschen Reich noch im Jahre 1882 — neuere Zahlen liegen nicht vor — von je 100 gewerblichen Arbeitern auf die Großbetriebe nur 39 kamen, auf die Kleinbetriebe dagegen 61. Und das soll gegen uns sprechen? 1882 war die kapitalistische Großindustrie in Deutschland — von Sachsen und dem Rheinland abgesehen — kaum älter als zwanzig Jahre. In diesem kurzen Zeitraum war sie zu einer solchen Ausdehnung gelangt, daß die größeren Betriebe 1882 bereits zwei Fünftel sämmtlicher Arbeiter beschäftigten.

Das ist in Anbetracht der Kürze der Entwicklung eine überraschend hohe Zahl*), denn der Untergang des Kleinbetriebs ist in der Regel ein langwieriger Vorgang.

Ein Beispiel wird das klar machen. Die Maschinenweberei (namentlich die englische) machte in Deutschland bereits in den vierziger Jahren der Handweberei so arge Konkurrenz, daß das Elend der Handweber sprichwörtlich wurde und Hungerrevolten hervorrief. Und heute? Nach der Berufsstatistik von 1882 beschäftigte die Hausweberei 335 466 Personen, die Fabrikweberei dagegen nur 195 589, das heißt nur 36 Prozent ^f umlicher in der Weberei beschäftigten Arbeiter. Das Verhältnis der Zahl der Arbeiter des Großbetriebs zu der der Arbeiter des Kleinbetriebs ist also hier für den letzteren noch günstiger als das durchschnitt-

*) Die Zahlen stehen noch schlechter für den Kleinbetrieb im Handwerk, wenn man sie näher ansieht. Die Berufszählung von 1882 zählte nämlich unter den gewerblichen Betrieben unter Anderem auch die dem Handel, der Verherbergung und Erquickung dienenden auf. Diese aber folgen anderen Gesetzen. Die Zahl der kleinen Zwischenhändler und Wirthe pflegt umsomehr zu steigen, je mehr das Handwerk zurückgeht. Zwischenhandel und Gastwirtschaft sind eine Lieblingsflucht bankrotter Handwerker. Im Verkehrswesen aber hat die Statistik von 1882 die Arbeiter nicht mitgezählt, die in den größten Verkehrsanstalten — Eisenbahn, Post, Telegraphie — beschäftigt waren. Dadurch wurde das Bild zu Gunsten der Kleinbetriebe sehr verschoben. Lassen wir die entsprechenden Gewerbegruppen weg, dann finden wir, daß beschäftigt waren

ohne Gehilfen	1 455 816 Arbeiter, 24,5 Prozent
mit 1—5	1 919 712 „ 32,4 „
mit 6—10	254 333 „ 4,3 „
mit 10—50	750 671 „ 12,6 „
über 50	1 854 131 „ 26,2 „

Zusammen 5 984 663 Arbeiter, 100 Prozent.

Die Betriebe mit mehr als fünf Arbeitern beschäftigten also in der Industrie nicht 39, sondern 48 Prozent aller industriellen

liche. Deswegen wird es doch Niemandem einfallen, daraus den Schluß ziehen zu wollen, die Handweberei habe noch eine Zukunft, ihr Untergang sei nicht naturnotwendig. In England ist schon längst der letzte Handweber verhungert. Auch in Deutschland sind die Tage der Handweberei gezählt. Wenn es trotzdem noch so viele Handweber giebt, so beweist das nicht die Konkurrenzfähigkeit des Kleinbetriebs, sondern nur die Hungerfähigkeit des Handwebers.

Das völlige Verschwinden des Kleinbetriebs ist nicht der erste, sondern der letzte Akt des Trauerspiels, das sich Untergang des Kleinbetriebs betitelt. Die erste Wirkung der Konkurrenz der kapitalistischen Produktion ist die, daß der Handwerker — und was von ihm gilt, hat auch für den Bauer Geltung — nach und nach Alles zuseht, was sein oder seiner Vorfahren Fleiß an Wohlstand aufgehäuft. Der kleine Mann verarmt; um der Verarmung entgegen zu wirken heißt es fleißiger sein. Die Arbeitszeit wird bis in die späte Nacht hinein ausgedehnt, Weib und Kind werden zur Erwerbsarbeit herangezogen, an Stelle der theueren erwachsenen Gesellen treten die billigeren Lehrlinge, deren Zahl übermäßig vermehrt wird. Und während die Arbeitszeit ausgedehnt und die Arbeitsfähigkeit zu einer sichersten wird, ohne Rast, ohne Pausen, sinkt die Ernährung, werden die Ausgaben für Wohnung und Kleidung immer mehr eingeschränkt.

Arbeiter. Von den 37 Prozent der Arbeiter der Kleinbetriebe arbeitete aber fast die Hälfte ohne Gehilfen. Wir dürfen die Mehrzahl davon der Hausindustrie zurechnen; das sind also nicht selbständige Handwerker, sondern die erbärmlichsten aller Lohnsklaven des Kapitals. Die Hausindustriellen sind meist entweder Handwerker oder Bauern, die im Untergehen begriffen sind und auf diese Weise ihre „Selbstständigkeit“ noch eine Weile fristen. Davon oben mehr. Die große Zahl dieser Kleinbetriebe spricht gerade nicht zu Gunsten der Lebensfähigkeit des Kleinbetriebs.

Leider ist die Berufsstatistik von 1882 in Deutschland die jüngste. Seitdem ist das Handwerk noch weiter bergab gegangen.

Es giebt keine jämmerlichere, elendere Existenz, als die eines Kleingewerbetreibenden oder Kleinbauern, der den Konkurrenzkampf gegen den Großbetrieb führt.

Nicht mit Unrecht sagt man, die Lohnarbeiter seien heute besser daran, als die Kleinbauern und Kleinmeister. Damit will man beweisen, daß die Arbeiter kein Recht hätten, unzufrieden zu sein. Aber der Pfeil, der gegen die Sozialdemokratie gerichtet ist, trifft nicht sie, sondern das Privateigentum. In der That, wenn die Besitzlosen besser daran sind, als die besitzenden Arbeiter des Kleinbetriebs, welchen Werth hat für diese noch das Eigentum? Es hört auf ihnen zu nützen, es beginnt ihnen zu schaden. Wenn z. B. der Hauswebler an seinem unzureichenden Betrieb festhält, obwohl er in der Fabrik mehr verdienen würde, so nur deswegen, weil er noch etwas besitzt, ein Häuschen und ein paar Stückchen Kartoffelland, die er preisgeben müßte, wenn er seinen Betrieb aufgäbe. Für den kleinen Mann ist sein Besitz an Produktionsmitteln aus einem Schutz vor dem Elend ein Band geworden, das ihn ans Elend fesselt; die Wirkung des Privateigentums hat sich für ihn in ihr Gegenteil verkehrt. Was dem Handwerker und Bauern vor hundert Jahren noch Segen brachte, bringt ihm heute Fluch.

Aber, wird man sagen, mit diesem höheren Elend erkaufte der kleine Handwerker und Bauer doch eine höhere Selbstständigkeit und Freiheit, als sie der besitzlose Lohnarbeiter genießt. Auch das ist falsch. Wo der Kleinbetrieb mit dem Großbetrieb zu konkurrieren hat, da verfinstert der erstere nur zu rasch in volle Abhängigkeit vom letzteren. Der Handwerker wird Hausindustrieller, der dem Kapitalisten frohndet; sein Heim wird zu einer Filiale der Fabrik; oder aber er wird Agent des Kapitalisten, Verkäufer von Fabrikwaare, der daneben nur noch Flickarbeiten besorgt. In dem einen wie dem anderen Fall ist er völlig vom Kapitalisten abhängig. Und der Bauer, der den Konkurrenzkampf als Bauer

nicht bestehen kann, greift auch entweder zur Hausindustrie im Dienste eines Kapitalisten oder zur Tagelöhneri im Dienste eines großen Landwirths. Wo bleibt da seine Unabhängigkeit und Freiheit? Sein Besitz ist das einzige, was ihn vom Proletariat unterscheidet, aber eben dieser Besitz hindert ihn, der besten Arbeitsgelegenheit nachzugehen, er fesselt ihn an die Scholle und macht ihn abhängiger, als den besitzlosen Lohnarbeiter. Das Privateigentum an Produktionsmitteln vermehrt also nicht nur das materielle Elend, sondern auch die Abhängigkeit des kleinen Mannes. Seine Wirkung hat sich auch in dieser Beziehung in ihr Gegenteil verwandelt; es ist aus einem Vollwert der Freiheit zu einem Mittel der Knechtung geworden.

Aber, sagt man, das Privateigentum sichert dem Handwerker und Bauern doch das Eigentum an den Produkten seiner Arbeit. Nun, das ist ein schwacher Trost, wenn der Werth dieser Produkte so sehr gefallen ist, daß er zur Befriedigung der Bedürfnisse des Produzenten und seiner Familie nicht ausreicht. Aber nicht einmal dieser schwache Trost ist richtig. Er gilt von vornherein nicht für das große Heer derjenigen, die zur Hausindustrie oder Tagelöhneri greifen müssen, um ihren Lebensunterhalt zu fristen. Er gilt aber auch nicht für die Mehrzahl derjenigen kleinen Handwerker und Bauern, welche die Konkurrenz des Großbetriebs noch nicht aufs Härteste getroffen hat, so daß sie bisher so glücklich gewesen sind, ihre volle Selbstständigkeit zu wahren. Er gilt nicht für alle diejenigen, die verschuldet sind. Der Bucherer, der eine Hypothek auf einem Bauerngut liegen hat, besitzt ein größeres Anrecht auf das Produkt der Arbeit des Bauern, als dieser selbst. Zuerst muß der Bucherer befriedigt werden; nur was derselbe übrig läßt, gehört dem Bauern; ob dieser Rest genügt, den Bauer und seine Familie zu erhalten, kümmert den Bucherer nichts. Der Bauer und der Handwerker arbeiten ebenso für den Kapitalisten, wie der Lohnarbeiter. Der

Unterschied, den das Privateigentum in dieser Beziehung zwischen den besitzenden und den nichtbesitzenden Arbeitern macht, ist nur der, daß der Lohn der letzteren sich im Allgemeinen nach ihren gewohnheitsgemäßen Bedürfnissen richtet, insofern für das Einkommen der besitzenden Arbeiter eine solche Grenze nicht existiert. Es kann bei diesen unter Umständen vorkommen, daß der Wucherzins gar nichts übrig läßt von dem Produkt ihrer Arbeit, daß sie ganz umsonst arbeiten — Dank dem Privateigentum! *)

Was ist das Schlussergebnis dieses qualvollen Ringens gegen die übermächtige Konkurrenz des Großbetriebs? Was winkt dem Handwerker und Bauern als Lohn für seine „Sparsamkeit“ und seinen „Eisig“, das heißt, dafür, daß er sich sammt Weib und Kind vernechtet, körperlich und geistig ruiniert? Der Lohn dafür ist der Bankrott, die völlige Enteignung (Expropriation ist der Kunstausdruck dafür), die Trennung von den Produktionsmitteln, der Sturz ins Proletariat.

Dies ist das unvermeidliche Schlussergebnis der ökonomischen Entwicklung in der heutigen Gesellschaft, ebenso unvermeidlich wie der Tod. Und wie dieser einem an qualvoller Krankheit Darniederliegenden als Erlöser erscheint, so wird auch der Bankrott

*) Wenn es noch in abgelegenen Gegenden Bauern und Handwerker geben sollte, die keine Schulden haben, so sorgen die Staatsschulden dafür, daß auch sie dem Kapital zinspflichtig werden. In den Hypotheken-, Wechsel- und anderen Zinsen begahnen Bauern und Handwerker wenigstens nur die Interessen eines Kapitals, das sie selbst erhalten haben. In den Steuern, die zur Verzinsung der Staatsschulden dienen, bezahnen sie die Interessen eines Kapitals, das der Staat entliehen hat, um damit auf ihre Kosten ihre Konkurrenten und Ausbeuter zu bereichern: Lieferanten, Bauunternehmer, Großindustrielle, Großgrundbesitzer u. dgl. Militarismus und Staatsschulden, das sind die beiden kräftigen Mittel, durch die der heutige Staat auch das abgelegenste Dorf in das Reich der kapitalistischen Ausbeutung zieht und den Untergang von Bauernschaft und Handwerk fördert.

vom kleinen Mann unter den heutigen Verhältnissen nur zu oft als Erlösung empfunden, als Erlösung von einem Eigentum, das ihn zu einer drückenden Last geworden. Die Weiterführung der Existenz des Kleinbetriebs führt zu solcher Verkommenheit, zu solchem Elend, daß man sich fragen könnte, ob man überhaupt das Recht hätte, den Untergang des Kleinbetriebs aufzuhalten, wenn er wirklich aufzuhalten wäre. Wäre es wünschenswerther, daß die Kleingewerbetreibenden und Bauern alle auf die Stufe der Handwerker des Erzgebirges herabsinken, als daß sie Lohnarbeiter in Großbetrieben werden?

Darum allein aber kann es sich handeln bei den Versuchen zur Erhaltung des Kleinbetriebs, denn das Handwerk und die kleindäuerliche Wirtschaft wieder auf einen grünen Zweig zu bringen, ist in dem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität unmöglich.

Das ist freilich eine bittere Wahrheit, nicht nur für die Betroffenen selbst, sondern für Alle, die an der Erhaltung der bestehenden Gesellschaft ein Interesse haben. Dem Bauern- und Handwerkerstand sind seit jeher die kräftigsten Stützen des Privateigentums gewesen. Darum will und kann man nicht glauben, daß sie morsch geworden sind und zusammenbrechen. Sie Alle, die an der Ausbeutung der unteren Volksschichten, also auch der Bauern und Handwerker interessiert sind, sie Alle, die Bauern und Handwerker ruinieren, Großgrundbesitzer, Fabrikanten u. s. w., sie erscheinen plötzlich als ihre Freunde und suchen mit ihnen nach Mitteln, die kleinen Wirtschaften zu erhalten. Und es giebt der Quacksalber nur zu viele, die dafür ihre Mittel aufpreisen — unsichtbare Mittel! Freilich sind es bei Dichte besetzen meist ganz alte Rezepte, die sie da empfehlen, Rezepte, die schon vor hundert und mehr Jahren ihre Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit dargehen, wie z. B. das Zünnungswesen. So weit diese Heilmittel eine Wirksamkeit versprechen, ist es nur die, daß sie einigen, in be-

sonders günstigen Verhältnissen befindlichen Kleingewerbetreibenden und Kleinbauern ermöglichen, zu einer höheren Betriebsform überzugehen, das heißt, den Kleinbetrieb aufzugeben und — Kapitalisten zu werden, also Konkurrenten, die den Untergang der anderen, weniger glücklichen Genossen fördern.

Alle die „Sozialreformen“, alle die „Mittel zur Rettung des Bauern- und Handwerkerstandes“ gleichen, soweit sie überhaupt wirksam sein können, einer Lotterie: einige Wenige können einen Treffer machen, aber die Mehrzahl zieht Nieten und muß die Kosten nicht bloß der Treffer, sondern des ganzen Unternehmens bezahlen. Wenn ein armer Teufel bezwungen, weil er ein Lotterielos in der Tasche trägt, sich reich fühlen wollte, würde man ihn für einen Narren halten. Aber nur zu viele der Kleingewerbetreibenden und Bauern gleichen diesem närrischen armen Teufel; sie fühlen sich als das, was sie sein möchten, nicht als das, was sie sind. Sie geben sich als Kapitalisten und sind doch um kein Haar besser daran, als die Proletarier.

II. Das Proletariat.

1. Proletarier und Handwerksgefell.

Wir haben bereits im vorigen Kapitel gesehen, daß die kapitalistische Warenproduktion die Trennung der Arbeitsmittel vom Arbeiter zur Voraussetzung hat. Im kapitalistischen Großbetrieb finden wir auf der einen Seite den Kapitalisten, der die Produktionsmittel besitzt, aber an der Produktion nicht Theil nimmt; und auf der anderen Seite die Lohnarbeiter, die Proletarier, die nichts besitzen, als ihre Arbeitskraft, von deren Verkauf sie leben, und deren Arbeit allein die Produkte dieses Großbetriebs hervorbringt.

Um die für die Bedürfnisse des Kapitals nötige Menge Proletarier zu beschaffen, dazu bedurfte es Anfangs, wie wir gesehen, einer gewaltigen Nachhilfe. Heute ist dieselbe nicht mehr nöthig. Die Ueberlegenheit des Großbetriebs über den Kleinbetrieb genügt heutzutage, um ohne Verletzung der Geseze des Privateigenthums, vielmehr auf Grundlage der selben, so viele Bauern und Handwerker jahraus, jahrein zu expropriiren und aufs Pflaster zu setzen, daß deren Zahl sannt der Nachkommenschaft der bereits „freigelegten“ Proletarier den Bedarf der Kapitalisten nach frischem Menschenfleisch mehr als deckt.

Daß die Zahl der Proletarier unaufhörlich rasch anwächst, ist eine so offenbare Thatsache, daß sie nicht einmal Jene zu leugnen wagen, die uns glauben machen möchten, die Gesellschaft stehe heute noch auf denselben Grundlagen, auf denen sie vor

hundert und mehr Jahren stand, und die uns die Zukunft des Kleinbetriebs im richtigsten Lichte zeigen.

Wie in der Produktion der kapitalistische Großbetrieb herrschende Betriebsform geworden ist, so ist in Staat und Gesellschaft der Lohnarbeiter — namentlich der industrielle Lohnarbeiter — an die erste Stelle der arbeitenden Klassen getreten. Vor vierhundert Jahren haben noch die Bauern, vor hundert Jahren noch die Kleinbürger diese Stelle eingenommen.

Die Proletarier sind heute schon in den Kulturstaaten die stärkste Klasse; ihre Verhältnisse und Anschauungen sind es, die immer mehr das Leben und Denken auch der anderen arbeitenden Klassen bestimmen. Das bedeutet aber eine völlige Umwälzung in den hergebrachten Lebensverhältnissen und Gedankenformen der großen Masse der Bevölkerung. Denn die Verhältnisse der Proletarier, namentlich der industriellen (und die Landwirtschaft wird in der kapitalistischen Produktionsweise auch eine Industrie), sind von denen der früheren Arbeiterschichten gänzlich verschiedene.

Wenn der Bauer und der Handwerker freier Besitzer seiner Produktionsmittel ist, gehört ihm auch das volle Produkt seiner Arbeit. Das Produkt der Arbeit des Proletariats gehört dagegen nicht diesem, sondern dem Kapitalisten, dem Käufer seiner Arbeitskraft, dem Besitzer der nöthigen Produktionsmittel. Allerdings wird der Proletarier dafür vom Kapitalisten bezahlt, aber der Werth, der in seinem Lohn steckt, deckt sich keineswegs mit dem Werth seines Produkts.

Wenn der industrielle Kapitalist die Waare Arbeitskraft kauft, so thut er dies natürlich nur in der Absicht, sie in gewinnbringender Weise zu verwenden. Wir haben gesehen, daß die Herausgabe einer bestimmten Menge von Arbeit eine bestimmte Menge von Werth schafft. Je mehr der Arbeiter schafft, desto größer wird — unter sonst gleichen Umständen — der Werth sein, den er erzeugt hat. Wenn der industrielle Kapitalist den

Lohnarbeiter, den er gebungen, nur so lange arbeiten lasse, daß der von ihm erzeugte Werth gleich wäre dem Werth des Lohnes, den er erhält, so würde der Unternehmer keinen Gewinn erzielen. Aber so gern dieser sich auf den Wohltäter der darbenenden Menschheit hinausspielen mag, das Kapital schreit nach Profit, und es findet kein taubes Ohr beim Kapitalisten. Je länger der Arbeiter im Dienste des Kapitals über die zur Erzeugung seines Lohnwerthes nöthige Arbeitszeit hinaus schauzt, desto größer ist der Ueberschuß des Gesamtwerthes des von ihm erzeugten Produkts über die Werthsumme, die sein Lohn darstellt, desto größer ist der Mehrwerth, wie dieser Ueberschuß genannt wird, desto größer die Ausbeutung des Arbeiters. Diese findet ihre Grenze nur in der Erschöpfung des Ausgebenteten und — in seiner Widerstandskraft gegenüber dem Ausbeuter.

Für den Proletarier bedeutet also das Privateigenthum an den Produktionsmitteln von vornherein etwas Anderes, als für den Handwerker und Bauer. War es für diese ursprünglich ein Mittel, ihnen den vollen Besitz ihres Produkts zu sichern, so ist es für den Proletarier nie etwas Anderes gewesen und wird es nie etwas Anderes sein als ein Mittel, ihn auszubeuten, ihm den Mehrwerth, den er geschaffen, vorzuenthalten. Der Proletarier ist daher nichts weniger als ein Schwärmer für das Privateigenthum. Dadurch unterscheidet er sich aber nicht blos vom besitzenden Bauern und Handwerker, sondern auch vom Handwerksgehilfen der vorkapitalistischen Zeit.

Die Gesellen bildeten den Uebergang vom selbständigen Handwerker zum Proletarier, sowie die Betriebe, in denen sie in größerer Zahl beschäftigt wurden, den Uebergang bildeten vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb. Aber trotzdem, wie verschieden waren sie vom Proletarier!

Sie gehörten zur Familie des Meisters und hatten die Aussicht, einst selbst Meister zu werden. Der Proletarier ist ganz auf sich gestellt und verdammt, ewig

Proletarier zu bleiben. In diesen zwei Punkten liegt der Grund der Verschiedenheit zwischen Handwerksgefelte und Proletarier zusammengefaßt.

Da der Gefelle zur Familie des Meisters gehörte, aß er mit ihm an demselben Tische und schlief in seinem Hause. Die Wohnungsfrage und die Magenfrage existierten nicht für ihn. Sein Gehlohn war nur ein Theil dessen, was er vom Meister für seine Arbeitskraft erhielt. Der Lohn diente weniger zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse, die ja durch das Leben beim Meister befriedigt wurden, als zur Erwerbung von Annehmlichkeiten oder zum Sparen, zum Ansammeln der Mittel, deren der Gefelle zur Erlangung der Meisterstellung bedurfte.

Der Gefelle arbeitete mit dem Meister zusammen. Desehnte dieser die Arbeitszeit übermäßig aus, so nicht nur für seinen Gesellen, sondern auch für sich. Das Bestreben des Meisters, die Arbeit bis zur Erschöpfung auszudehnen, war daher nicht sehr stark und meist ohne große Mühe einzudämmen. Wenn der Meister danach trachtete, seine Arbeitsbedingungen möglichst angenehm zu gestalten, so kam das auch seinen Gesellen zugute.

Die Produktionsmittel, deren der Kleinmeister bedurfte, waren so gering, daß der Gefelle kein großes Vermögen brauchte, um selbst Meister zu werden. Jedem Gesellen stand daher eine Meisterstelle in Aussicht, er fühlte sich selbst schon als künftiger Meister, und da das Sparen ihm die Mittel zur Erlangung der Meisterschaft liefern sollte, war er ein ebenso entschiedener Vertreter des Privateigentums, wie der selbständige Handwerker.

Man verstehe wohl, daß wir hier die Verhältnisse des Handwerks im Auge haben, wie sie in der vorkapitalistischen Zeit sich gebildet hatten.

Nun vergleiche man damit die Verhältnisse des Proletariats.

Im kapitalistischen Betrieb sind Lohnarbeiter und Kapitalist nicht zusammen thätig. Wenn sich auch im Laufe der ökonomischen

Entwicklung der industrielle Kapitalist vom eigentlichen Kaufmann scheidet und die Kapitalisten des Handels und die der Industrie zu zwei verschiedenen Klassen werden, so bleibt doch auch der industrielle Kapitalist im Grunde ein Kaufmann. Seine Thätigkeit als Kapitalist — soweit er überhaupt in seinem Unternehmen thätig ist — beschränkt sich wie die des Handelsmannes auf den Markt. Seine Aufgabe ist es, die nöthigen Rohstoffe, Hilfsstoffe, Arbeitskräfte u. s. w. so zweckentsprechend und billig als möglich zu kaufen und die in seinem Unternehmen fertiggestellten Waaren so theuer als möglich zu verkaufen. Auf dem Gebiete der Produktion hat er nichts zu thun, als dafür zu sorgen, daß die Arbeiter für möglichst kleinen Lohn möglichst viel Arbeit leisten, daß ihnen möglichst viel Mehrwerth ausgepreßt wird. Seinen Arbeitern gegenüber ist er nicht Mitarbeiter, sondern Untreiber und Ausbeuter. Je länger sie arbeiten, um so besser für ihn. Er wird nicht müde dabei, wenn die Arbeitszeit zu lange währt, er geht nicht zu Grunde, wenn die Arbeitsweise eine mörderische ist.

Der Kapitalist ist daher viel rücksichtsloser gegen Leib und Leben des Arbeiters, als es der Handwerksmeister gewesen. Verlängerung des Arbeitstages, Abschaffung der Feiertage, Einführung der Nachtarbeit, Arbeit in feuchten oder überhitzten oder mit schädlichen Gasen erfüllten Arbeitsstätten u. s. w. u. s. w., das sind die „Verbesserungen,“ die der kapitalistische Betrieb für den Arbeiter mit sich bringt.

Die Einführung des Maschinenwesens steigert noch die Gefahren für Gesundheit und Leben des Arbeiters. Dieser wird jetzt an ein Ungethüm gefesselt, das mit riesenhaften Kräften und wahnsinniger Schnelligkeit unaufhörlich um sich schlägt. Nur die gespannteste, nie erlahmende Aufmerksamkeit kann den Arbeiter an einer solchen Maschine davor schützen, von ihr erfaßt und zermalmt zu werden. Schutzvorrichtungen kosten Geld, der Kapitalist

führt sie nicht ein, ohne dazu gezwungen zu werden. Sparsamkeit ist ja die Haupttugend des Kapitalisten; sie gebietet ihm auch, mit dem Raum zu sparen, möglichst viel Maschinen in einer Werkstätte zusammenzubringen. Was kümmert's ihn, wenn er die gesunden Glieder seiner Arbeiter dadurch aufs Äußerste bedroht? Arbeiter sind billig, aber große, ausgedehnte Arbeitsräume sind theuer.

Noch in anderer Weise verschlechtert die kapitalistische Anwendung der Maschinerie die Arbeitsbedingungen des Arbeiters.

Das Werkzeug des Handwerkers war wenig kostspielig. Es war auch selten größeren Veränderungen unterworfen, die es nutzlos gemacht hätten. Anders die Maschine. Sie kostet Geld, viel Geld. Wird sie vorzeitig nutzlos, oder wird sie nicht gehörig ausgenutzt, dann bringt sie dem Kapitalisten Schaden, statt Nutzen. Die Maschine nützt sich aber ab, nicht bloß wenn sie gebraucht wird, sondern auch wenn sie stillsteht. Andererseits hat die Einführung der Wissenschaft in das wirtschaftliche Getriebe, deren Ergebnis eben die Maschine ist, auch dahin geführt, daß ununterbrochen neue Erfindungen und Entdeckungen, bald von größerer, bald von geringerer Tragweite, gemacht werden, daß dadurch ununterbrochen bald die eine, bald die andere Art von Maschinen, ja ganze Fabriksanlagen konkurrenzunfähig, also werthlos gemacht werden, ehe sie völlig abgenutzt worden sind. Durch diese unaufhörlichen Umwälzungen der Technik ist jede Maschine in Gefahr, vor ihrer Abnützung zu entwerthen. Grund genug für den Kapitalisten, sie vom Augenblick der Anschaffung an möglichst rasch auszunutzen. Das heißt, das Maschinenwesen bildet einen besonderen Sporn für den Kapitalisten; die Arbeitszeit möglichst auszudehnen und womöglich ununterbrochenen Betrieb, die Abwechslung von Tag- und Nachtschichten einzuführen, also die so verderbliche Nachtarbeit zu einer stehenden Einrichtung zu machen.

Als das Maschinenwesen sich entwickelte, erklärten einige Idealisten das goldene Zeitalter für gekommen. Die Maschine

werde dem Arbeiter seine Arbeit abnehmen und diesen zu einem freien Manne machen. Aber in der Hand des Kapitalisten ist die Maschine der mächtigste Hebel geworden, die Arbeitslast des Proletariats zu einer erdrückenden, seine Knechtschaft zu einer unerträglichen, mörderischen zu machen.

Ebenso wie in Bezug auf die Arbeitszeit ist auch in Bezug auf den Lohn der Lohnarbeiter der kapitalistischen Produktionsweise schlechter gestellt, als ehemals der Handwerksgehilfe. Der Proletarier ist nicht am Tische des Kapitalisten, wohnt nicht in dessen Wohnung. Mag er im elendesten Quartier wohnen, mag er von den scheußlichsten Abfällen sich nähren, ja, mag er hungern, das Wohlbefinden des Kapitalisten wird dadurch nicht gestört. Die Begriffe Hunger und Lohn schlossen ehemals einander aus. Der freie Arbeiter konnte früher höchstens dann dem Hunger anheimfallen, wenn er keine Arbeit fand. Wer arbeitete, hatte auch zu essen. Der kapitalistischen Produktionsweise gebührt das Verdienst, die beiden Gegensätze Hunger und Lohn mit einander versöhnt und den Hungerlohn zu einer stehenden Einrichtung, ja zu einer Stütze der Gesellschaft gemacht zu haben.

2. Der Arbeitslohn.

Der Arbeitslohn kann nicht so hoch steigen, daß er es dem Kapitalisten unmöglich macht, sein Geschäft fortzuführen und davon zu leben. Denn unter diesen Umständen würde es für den Kapitalisten vorteilhafter sein, das Geschäft ganz aufzugeben. Der Lohn des Arbeiters kann also nie so hoch steigen, daß er dem Werth seines Produkts gleichkommt. Er muß stets einen Ueberschuß, einen Mehrwerth lassen, denn nur die Erwartung dieses Ueberschusses veranlaßt den Kapitalisten, Arbeitskraft zu kaufen. Der Arbeitslohn kann also in der kapitalistischen Gesellschaft nie so hoch steigen, daß die Ausbeutung des Arbeiters ein Ende nimmt.

Der Ueberschuß, der Mehrwerth, ist aber größer, als man in der Regel annimmt. Er enthält nicht bloß den Profit des Fabrikanten, sondern Vieles, was man zu den Produktions- oder Verkaufskosten rechnet: Grundrente (Miethe), Verzinsung des Anlagekapitals, Bezahlung des kaufmännischen Personals, Diskonto für den Kaufmann, der dem Industriellen seine Waare abnimmt, Steuern u. s. w. Alles das geht ab von dem Ueberschuß, den der Werth des Produkts des Arbeiters über dessen Lohn beträgt. Dieser Ueberschuß muß also ein ziemlich bedeutender sein, wenn ein Unternehmen „rentiren“ soll; der Lohn kann demnach nie soweit steigen, daß der Arbeiter auch nur annähernd den Werth dessen, was er geschaffen, darin erhielte. Das kapitalistische Lohnsystem bedeutet unter allen Umständen die Ausbeutung des Lohnarbeiters. Es ist unmöglich, die Ausbeutung zu beseitigen, so lange dasselbe besteht. Und auch bei den höchsten Löhnen muß die Ausbeutung des Arbeiters eine hochgradige sein.

Aber der Lohn erreicht kaum jemals den höchsten Stand, den er erreichen könnte. Dester dagegen nähert er sich seinem niedrigsten Stande. Diesen erreicht er dort, wo er aufhört, dem Arbeiter auch nur die nackte Lebensnothdurft zu fristen. Wenn der Arbeiter bei seinem Lohne nicht bloß hungert, sondern rasch verhungert, da hört das Arbeiten überhaupt auf.

Zwischen diesen beiden Grenzen schwankt der Lohn auf und ab; er ist um so tiefer, je geringer die gewohnheitsmäßigen Lebensbedürfnisse der Arbeiter, je größer das Angebot von Arbeitskräften auf dem Arbeitsmarkt, je geringer die Widerstandskraft der Arbeiter.

Im Allgemeinen muß natürlich der Lohn so hoch sein, daß er den Arbeiter arbeitsfähig erhält, oder besser gesagt, er muß so hoch sein, daß er dem Kapitalisten das Maß von Arbeitskräften, deren dieser bedarf, zu sichern verspricht. Er muß also so hoch sein, daß er dem Arbeiter nicht nur ermöglicht, sich selbst

arbeitsfähig zu erhalten, sondern auch arbeitsfähige Kinder aufzuziehen.

Die ökonomische Entwicklung zeigt nun die für den Kapitalisten höchst angenehme Tendenz (Neigung), die Erhaltungskosten des Arbeiters zu erniedrigen, damit aber auch die Löhne zu senken.

Geschicklichkeit und Kraft waren ehemals für den Arbeiter unentbehrlich. Die Lehrzeit des Handwerkers war eine sehr lange, die Kosten seiner Erziehung daher ziemlich bedeutend. Die Fortschritte der Arbeitstheilung und des Maschinenwesens machen speziellere Geschicklichkeit und Kraft in der Produktion immer überflüssiger. Sie ermöglichen es, an Stelle gelernter Arbeitskräfte ungelernete, billigere zu setzen, sie ermöglichen es aber auch, die Männer bei der Arbeit durch schwache Frauen, ja durch Kinder zu ersetzen. Bereits in der Manufaktur tritt die Neigung dazu hervor; aber erst mit der Einführung der Maschinen in die Produktion beginnt die massenhafte Ausbeutung von Frauen und Kindern im zartesten Alter, die Ausbeutung der Wehrlosten unter den Wehrlosen, die der empfindlichsten Mißhandlung und Abrackerrug preisgegeben werden. Hier lernen wir eine neue schöne Eigenschaft der Maschine in den Händen des Kapitals kennen.

Der Lohnarbeiter, der nicht zur Familie des Unternehmers gehörte, mußte ursprünglich in seinem Lohn nicht nur die Kosten seiner eigenen Erhaltung, sondern auch die seiner Familie bezahlt bekommen, wenn er im Stande sein sollte, sich fortzupflanzen und seine Arbeitskraft zu vererben. Ohne diese Vererbung würden die Erben des Kapitalisten keine Proletarier finden, die sie ausbeuten könnten. Aber wenn das Weib und, von früher Jugend an, auch die Kinder des Arbeiters im Stande sind, für sich selbst zu sorgen, dann kann der Lohn des männlichen Arbeiters ohne Gefährdung der Erhaltung der Arbeitskraft fast ganz auf den Betrag der Erhaltungskosten seiner Person herabgesetzt werden.

Dazu bietet die Arbeit der Frauen und Kinder noch den Vorteil, daß diese widerstandslos sind, als die Männer. Und durch ihre Einreihung in die Reihen der Arbeitenden wird auch das Angebot von Arbeitskräften auf dem Arbeitsmarkt riesig vermehrt.

Die Frauen- und Kinderarbeit senkt also nicht bloß die Erhaltungskosten des Arbeiters, sie vermindert auch seine Widerstandskraft und vermehrt das Angebot von Arbeitskräften: durch jeden dieser Umstände wirkt sie dahin, den Lohn des Arbeiters zu erniedrigen.

3. Die Auflösung der Proletarierfamilie.

Die industrielle Frauenarbeit bedeutet aber in der kapitalistischen Gesellschaft auch die gänzliche Zerstörung des Familienlebens der Arbeiter, ohne Erzeugung desselben durch eine höhere Familienform. Die kapitalistische Produktionsweise löst den Einzelhaushalt des Arbeiters in den meisten Fällen nicht auf, aber sie raubt ihm alle seine Lichtseiten und läßt nur seine Schattenseiten fortbestehen, vor Allen die Kraftvergeudung und die Abschließung der Frau vom öffentlichen Leben. Die industrielle Arbeit der Frau bedeutet heute nicht ihre Entlastung von der Haushaltungsarbeit, sondern die Vermehrung ihrer bisherigen Lasten um eine neue. Aber zweien Herrn kann man nicht dienen. Die Haushaltung des Arbeiters verkommt, wenn seine Frau mithelfen muß zu verdienen; was jedoch die heutige Gesellschaft an Stelle der Einzelhaushaltung und der Einfamilie setzt, das ist elendes Surrogat, die Volksschule und die Armenschule, welche die Abfälle von der leiblichen und geistigen Nahrung der Reichen den unteren Klassen vorwerfen.

Man klagt die Sozialdemokratie an, sie wolle die Familie aufheben. Wohl, wir wissen, daß jede besondere Betriebsweise auch ihre besondere Form des Haushalts hat, der eine besondere

Form der Familie entspricht. Wir halten die heute bestehende Form der Familie nicht für ihre letzte, und erwarten, daß eine neue Gesellschaftsform auch eine neue Familienform entwickeln wird. Aber eine solche Erwartung ist denn doch etwas ganz anderes, als ein Bestreben nach Auflösung jeden Familienverbandes. Wer die Familie aufhebt — nicht bloß aufheben will, sondern tatsächlich vor unseren Augen aufhebt, das sind nicht die Sozialdemokraten, sondern die Kapitalisten. Manche Sklavenhalter rissen ehemals den Mann vom Weib, die Eltern von den arbeitsfähigen Kindern; aber die Kapitalisten übertrumpfen noch die Scheußlichkeiten der Sklaverei; sie reißen den Säugling von der Mutter und zwingen diese, ihn fremden Händen anzuvertrauen. Und eine Gesellschaft, in der das täglich in hunderten und tausenden Fällen sich ereignet, eine Gesellschaft, die eigene, von ihren „Spitzen“ begünstigte „wohlthätige“ Anstalten geschaffen hat, welche es der Mutter erleichtern sollen, sich von ihrem Kind zu trennen — eine solche Gesellschaft hat die Stirn, uns vorzuwerfen, wir wollten die Familie auflösen, weil wir der Ueberzeugung sind, daß die Arbeiten des Haushalts immer mehr, wie bisher, so auch weiterhin, sich zu besonderen Berufsarbeiten entwickeln und damit das Hauswirtschaftswesen und das Familienleben umgestalten werden!

4. Die Prostitution.

Hand in Hand mit dem Vorwurf der Auflösung der Familie geht der der Weibergemeinschaft, die wir angeblich anstreben. Dieser Vorwurf ist ebenso verlogen, wie der andere. Wir behaupten vielmehr, daß gerade das Gegenteil jeder Weibergemeinschaft, jedes geschlechtlichen Zwanges und jeder Unzucht, nämlich die ideale Liebe, in einem sozialistischen Gemeinwesen der Grund aller ehelichen Verbindungen sein wird, und daß diese Liebe erst in einem solchen zu allgemeiner Geltung gelangen kann. Was sehen wir dagegen heute? Die Widerstandslosigkeit der

Frauen, die, bisher in ihren Haushaltungen eingeschlossen, von dem öffentlichen Leben und der Macht der Organisation meist nur dunkle Begriffe haben, ist so groß, daß der kapitalistische Unternehmer es wagen darf, ihnen dauernd Löhne zu zahlen, die zu ihrer Erhaltung nicht ausreichen, und sie für deren Ergänzung auf die Prostitution zu verweisen. Die Zunahme der industriellen Frauenarbeit zeigt überall die Tendenz, eine Zunahme der Prostitution nach sich zu ziehen. Es giebt im Staat der Gottesfurcht und frommen Sitte ganze „blühende“ Industriezweige, deren Arbeiterinnen so schlecht entlohnt sind, daß sie verhungern müßten, wenn sie sich nicht prostituierten. Und die Unternehmer erklären, gerade auf diesen niederen Löhnen beruhe die Konkurrenzfähigkeit, die „Blüte“ ihrer Industrie. Höhere Löhne würden sie zu Grunde richten.

Die Prostitution ist so alt wie der Gegensatz zwischen arm und reich. Aber ehebem bildeten die Prostituierten ein Mittelglied zwischen Bettlern und Gaunern, waren sie ein Luxus, den die Gesellschaft sich erlauben konnte, dessen Verlust aber keineswegs ihren Bestand gefährdet hätte. Heute sind es nicht blos die Lumpenproletarierinnen, sondern auch die arbeitenden Frauen, die gezwungen sind, ihren Körper gegen Entgelt preiszugeben. Diese Preisgebung ist nicht mehr blos eine Luxusfrage, sie ist eine der Grundlagen der Entwicklung der Industrie geworden. Unter der kapitalistischen Produktionsweise wird die Prostitution zu einer der Stützen der Gesellschaft. Was die Vertreiber dieser Gesellschaft uns vorwerfen, das betreiben sie selbst, die Weibergemeinschaft. Allerdings nur die Gemeinschaft mit den Weibern des Proletariats. Und so tiefe Wurzeln hat diese Art der Weibergemeinschaft in der heutigen Gesellschaft gefaßt, daß ihre Vertreter allgemein die Prostitution für eine Nothwendigkeit erklären. Sie können sich nicht vorstellen, daß die Aufhebung des Proletariats die Aufhebung der Prostitution

bedeutet, weil sie sich eine Gesellschaft ohne Weibergemeinschaft überhaupt nicht vorstellen können.

Die heutige Weibergemeinschaft ist eine Erfindung der höheren Gesellschaftsschichten, nicht des Proletariats. Diese Weibergemeinschaft ist eine der Arten der Ausbeutung des Proletariats. Sie ist nicht Sozialismus, sondern das Gegenteil davon.

5. Die industrielle Reservearmee.

Die Einführung der Frauen- und Kinderarbeit in die Industrie ist, wie wir gesehen, eines der mächtigsten Mittel für die Kapitalisten, die Arbeitslöhne herabzubringen.

Aber zeitweise wirkt ebenso mächtig ein anderes Mittel: die Zufuhr von Arbeitern aus zurückgebliebenen Gegenden, wo die Bevölkerung noch geringe Bedürfnisse, dafür aber eine durch das Fabrikwesen noch nicht gebrochene Arbeitskraft besitzt. Die Entwicklung des Großbetriebs, namentlich des Maschinenwesens, schafft nicht nur die Möglichkeit, diese ungeschulten Arbeiter an Stelle geschulter zu verwenden, sie schafft auch die Möglichkeit, sie billig und rasch herbeizuschaffen. Hand in Hand mit der Entwicklung der Produktion geht die Entwicklung des Verkehrswezens; der Massenproduktion entspricht der Massentransport, nicht blos von Waaren, sondern auch von Personen. Dampfschiffe und Eisenbahnen, diese gepriesenen Träger der Kultur, bringen nicht blos Gewehre, Schnaps und Syphilis zu den Barbaren, sie bringen auch die Barbaren zu uns, und mit ihnen die Barbarei. Der Zuzug der Landarbeiter in die Städte wird nun ein immer stärkerer. Und von immer weiter her ziehen die bedürftigen, ausbauenden und widerstandslosen Schaaren herbei. Slaven, Schweden und Italiener kommen als Lohnbrüder nach Deutschland; Deutsche, Belgier, Italiener nach Frankreich; Slaven, Deutsche, Italiener, Irländer, Schweden nach England und den Vereinigten Staaten; Chinesen nach Amerika und Australien, vielleicht in nicht allzu

ferner Zeit auch nach Europa. Auf deutschen Schiffen nehmen bereits Chinesen und Neger die Stelle von weißen Arbeitern ein.

Diese fremden Arbeiter sind zum ^{Expropriierte, Klein-}bauern und Kleinbürger, welche die Kapital-Produktionsweise ruinirt, von Haus und Hof verjagt hat, und denen sie nicht nur ihr Heim nimmt, sondern auch ihre Heimath. Man sehe sich die zahllosen Auswandererschaaren an und frage sich, ob es die Sozialdemokratie ist, welche sie waterlandslos macht, welche die Waterlandslosigkeit züchtet.

Durch die Expropriation von Kleinbauern und Kleinbürgern, durch die Herbeischaffung von Arbeitermassen aus fernen Ländern, durch die Entwicklung der Frauen- und Kinderarbeit, durch die Verkürzung der Freizeit, die eine bloße Anlernzeit wird, gelingt es der kapitalistischen Produktionsweise, die Zahl der Arbeitskräfte, die ihr zur Verfügung stehen, ungeheuer zu vermehren. Und Hand in Hand damit geht eine stetige Zunahme der Produktivität der menschlichen Arbeit in Folge des ununterbrochenen Fortgangs technischer Verbesserungen und Vervollkommnungen. Und nicht genug damit steigert die kapitalistische Ausbeutung auch die Ausnutzung der einzelnen Arbeitskraft aufs Aeußerste, theils durch Ausbehnung der Arbeitszeit, theils auch, namentlich dort, wo die Gesetzgebung oder Arbeiterorganisationen Erstes unthunlich machen, durch größere Anspannung des Arbeiters.

Und gleichzeitig wirkt die Maschine dahin, Arbeitskräfte überflüssig zu machen. Jede Maschine erpart Arbeitskraft — wenn sie das nicht thäte, wäre sie ja zwecklos. In jedem Industriezweig ist der Uebergang von der Handarbeit zur Maschinenarbeit mit den größten Leiden der betroffenen Handarbeiter verknüpft, die, seien es nun Handwerker oder Manufakturarbeiter, überflüssig gemacht und aufs Pflaster gesetzt werden. Diese Wirkung der Maschine war es, welche die Arbeiter zuerst empfanden. Zahlreiche Aufstände in den ersten Jahrzehnten unseres

Jahrhunderts zeugten davon, welche Summen von Leiden der Uebergang zur Maschinenarbeit über die Handarbeiter verhängte, welche Empörung und Verzweiflung sie mit sich brachte. Die Einführung des Maschinenwesens, sowie jede folgende Verbesserung desselben ist für einzelne Arbeiterschichten stets verderblich: freilich können unter Umständen andere Arbeiterschichten — z. B. die in der Maschinenfabrikation Beschäftigten — dadurch gewinnen. Aber wir glauben nicht, daß dies Bewußtsein die Verhungrenden sehr trösten wird.

Eine jede neue Maschine bewirkt, daß in Folge ihrer Einführung ebensoviel wie früher bei geringerer Arbeiteranzahl oder, bei gleicher Arbeiteranzahl, mehr wie früher, erzeugt wird. Soll also die Zahl der in einem Lande beschäftigten Arbeiter unter dem Einfluß der fortschreitenden Entwicklung des Maschinenwesens nicht abnehmen, dann muß der Markt sich in demselben Verhältniß erweitern, in dem die Produktivkraft der Arbeiter wächst. Da aber die ökonomische Entwicklung gleichzeitig die Arbeitsleistung der Arbeiter erhöht und die Menge der verfügbaren Arbeitskräfte rasch steigert — und zwar viel rascher, als die Gesamtbevölkerung zunimmt — so muß, soll nicht Arbeitslosigkeit eintreten, der Markt sich noch viel rascher erweitern, als der Vermehrung der Produktivkraft der Arbeiter durch die Maschine entspricht.

Eine so rasche Ausdehnung des Marktes hat unter der Herrschaft der kapitalistischen Großindustrie kaum jemals, sicher nie für einen auch nur einigermaßen erheblichen Zeitraum auf einem größeren Gebiet der kapitalistischen Industrie stattgefunden. Die Arbeitslosigkeit ist also eine ständige Erscheinung der kapitalistischen Großindustrie, die mit ihr untrennbar verknüpft ist. Auch in den besten Zeiten, wenn der Markt plötzlich eine bedeutende Erweiterung erfährt und die Geschäfte am flottesen gehen, ist die Industrie nicht im Stande, alle

Arbeitslosen in Thätigkeit zu setzen; in schlechten Zeiten, während einer Geschäftsstockung, wächst deren Zahl ins Riesenhafte an. Sie bilden eine ganze Armee — die industrielle Reservearmee, wie Marx sie genannt hat, denn sie bilden eine Armee von Arbeitskräften, die dem Kapital stets zur Verfügung steht, aus der es stets Reserven heranziehen kann, wenn die industrielle Kampagne anfängt, hitzig zu werden.

Für den Kapitalisten ist diese Reservearmee unschätzbar. Sie bildet für ihn eine wichtige Waffe, um die Armee der Arbeitenden im Zaum zu halten und sie flüchtig zu machen. Nachdem die Ueberarbeit der Einen die Arbeitslosigkeit der Anderen hervorgerufen, wird die Arbeitslosigkeit Dieser ein Mittel zur Erhaltung und Steigerung der Ueberarbeit Jener. Und da sage man, in dieser Welt sei nicht Alles aufs Beste eingerichtet!

Schwankt die Ausbeutung der industriellen Reservearmee auf und ab mit den Schwankungen des Geschäftslebens, so zeigt sie doch im Allgemeinen die Neigung, sich in aufsteigender Richtung zu bewegen. Denn die technische Umwälzung geht immer rascher vor sich, umfaßt immer weitere Gebiete; die Ausbeutung des Marktes findet dagegen immer mehr Schranken. Wir werden darauf noch in einem anderen Zusammenhange zurückkommen. Hier genüge es, darauf hingewiesen zu haben.

Was bedeutet aber die Arbeitslosigkeit? Sie bedeutet nicht bloß Noth und Elend für die von ihr Betroffenen, nicht bloß vermehrte Anechtung und Ausbeutung für die Arbeitenden, sie bedeutet auch die Unsicherheit der Existenz für die gesamte Arbeiterklasse.

Was immer die früheren Ausbeutungsweisen über den Ausbeuteten verhängen mochten, eines gaben sie ihm: die Sicherheit seiner Existenz. Der Lebensunterhalt des Sklaven und des Leibeigenen war gesichert, wenigstens für so lange, als die Existenz seines Herrn selbst gesichert war. Nur der Untergang seines Herrn konnte ihm seine Lebensbedingungen rauben.

Welches Elend, welche Noth unter den früheren Produktionsweisen immer zeitweise über die Bevölkerung hereinbrechen mochten, es war nicht eine Folge der Produktion, sondern einer Störung der Produktion, durch Mißwachs, Seuchen, Ueberschwemmungen, Einbruch feindlicher Heere u. s. w.

Die Existenz des Ausbeuters und die des Ausbeuteten sind heute nicht miteinander verknüpft. Der Arbeiter kann jeden Augenblick mit Weib und Kind auf die Straße geworfen und dem Hungertod preisgegeben werden, ohne daß sich in den Verhältnissen des Ausbeuters, den er reich gemacht, das Mindeste ändert.

Und das Elend der Arbeitslosigkeit ist heute nur ganz ausnahmsweise Folge von Störungen der Produktion durch äußere, übermächtige Einflüsse, es ist vielmehr die naturnothwendige Folge der Entwicklung der Produktion selbst. Störungen der Produktion vermehren heutzutage oft die Arbeitslosigkeit, statt sie zu vermindern: man erinnere sich der Folgen des Kriegs von 1870 für das Wirtschaftsleben Deutschlands und Frankreichs in den nächsten darauffolgenden Jahren.

Unter der Herrschaft des Kleinbetriebs war das Einkommen des Arbeiters in der eigenen Wirtschaft um so größer, je fleißiger er war. Faulheit dagegen ruinierte ihn, machte ihn arbeitslos. Heute wird die Arbeitslosigkeit um so größer, je mehr, je länger die Arbeiter arbeiten. Der Arbeiter schafft seine Arbeitslosigkeit durch seine eigene Arbeit. Wie so mancher andere Grundsatß aus der Welt des Kleinbetriebs ist auch der, daß der Fleiß des Arbeiters sein Glück begründet, durch den kapitalistischen Großbetrieb in sein Gegentheil verwandelt worden. Und wie dieser, ist auch der andere Grundsatß zur Lüge geworden, den noch immer mancher Philister den Arbeitern gegenüber im Munde führt, daß Jeder sein Brot finde, der arbeiten wolle.

Ebenso wenig als das Eigenthum ist der Besitz von Arbeitskraft heute eine sichere Schutzwehr gegen Noth und Elend. Schwebt

über dem Kleinbauern und Kleinhandwerker stets das Gespenst des Bankrotts, so über dem Lohnarbeiter stets das Gespenst der Arbeitslosigkeit.

Diese stete Unsicherheit ist von allen Uebeln der heutigen Produktionsweise das quälendste, aber auch das empörendste, dasjenige, welches die Gemüther am tiefsten aufregt, jeder konservativen Neigung am gründlichsten den Garauß macht. Diese ewige Unsicherheit der eigenen Lage untergräbt den Glauben an die Sicherheit des Bestehenden und das Interesse an seiner Erhaltung. Und wer durch das Bestehende in ewiger Furcht erhalten wird, verliert die Furcht vor dem Neuen.

Uebersarbeit, Arbeitslosigkeit und Auflösung der Familie, das bringt die kapitalistische Produktionsweise dem Proletariat, und zugleich sorgt sie dafür, daß der proletarische Zustand auf immer weitere Kreise sich ausdehnt und zusehends der Zustand der großen Masse der Bevölkerung wird.

6. Die wachsende Ausdehnung des Proletariats. Das kaufmännische und das „gebildete“ Proletariat.

Nicht bloß durch die stete Ausdehnung der Großindustrie bewirkt die kapitalistische Produktionsweise, daß der proletarische Zustand immer mehr der Zustand des Volkes überhaupt wird. Sie bewirkt dies auch dadurch, daß die Lage der Lohnarbeiter in der Großindustrie bestimmend wird für die Lage der Lohnarbeiter in den anderen Arbeitszweigen. Auch deren Arbeits- und Lebensbedingungen werden durch die Großindustrie umgewälzt; die Vorteile, welche diese Arbeiter etwa vor denen der kapitalistischen Industrie voraus gehabt, verwandeln sich nun unter dem Einflusse der letzteren in ebensoviele Nachteile. Wo z. B. heute der Arbeiter des Handwerks noch bei dem Meister wohnt und isst, da wird das ein Mittel, ihn noch schlechter wohnen und essen zu lassen, als den Lohnarbeiter, der seinen eignen Haushalt führt. Die lange Lehrzeit

war ehemals ein Mittel, die Ueberschwemmung des Handwerks mit Arbeitskräften zu verhüten; heute ist das Lehrlingswesen das wirksamste Mittel, das Handwerk mit billigen Arbeitskräften zu überschwemmen und die erwachsenen Arbeiter brotlos zu machen.

Auch hier wie auf anderen Gebieten ist unter dem Einflusse der kapitalistischen Produktionsweise Unsim und Plage geworden, was unter der Herrschaft des Kleinbetriebs Vernunft und Wohthat war.

Das Bestreben der Zünftler, das alte Innungsweisen zu erneuern, läuft im Grunde darauf hinaus, durch Wiederbelebung der alten Formen neue Ausbeutungsmittel ihren Arbeitern gegenüber in die Hand zu bekommen. Sie wollen sich vor dem Versinken im Sumpf dadurch schützen, daß sie sich einige Proletariatselber unterlegen. Und dann sind die Herren entrüstet, wenn das Proletariat für diese Art, den unvermeidlichen Untergang des Kleinbetriebs etwas hinauszuschieben, sich nicht begeistern kann.

Dieselbe Entwicklung wie im Handwerk vollzieht sich im kaufmännischen Gewerbe. Der Großbetrieb beginnt auch auf dem Gebiete des Zwischenhandels den Kleinbetrieb zu verdrängen. Die Zahl der kaufmännischen Kleinbetriebe braucht deswegen nicht abzunehmen. Im Gegentheil, sie nimmt zu. Der Zwischenhandel ist die letzte Zuflucht der bankrotten Existenzen des Kleinbürgertums.*) Den Zwischenhandel einschränken — etwa durch Ein-

*) Es waren in Deutschland 1882 beschäftigt von je tausend Arbeitern der betreffenden Gruppe in

Betrieben	Industrie	Handelsgewerbe	Beherbergung und Equipierung
ohne Gehilfen	245	359	285
mit 1—5	324	448	552
mit 6—10	43	68	70
mit 11—50	126	103	89
über 50	262	22	4

Man sieht, im Handel und der Gastwirtschaft überwiegen die Kleinbetriebe viel mehr als in der Industrie.

engung des Hausirhandels — heißt nichts, als diesen Existenzen den Boden gänzlich unter den Füßen wegziehen und sie ins Lumpenproletariat stoßen, sie zu Bettlern, Vagabunden, Suchthaushandskandidaten machen: eine sonderbare Sozialreform.

Der Einfluß der Entwicklung des Großbetriebes äußert sich im Zwischenhandel nicht in der Abnahme der Zahl der Kleinbetriebe, sondern im Verkommen derselben. Die Existenz der selbstständigen Kleinhandlender wird immer unsicherer, proletarischer. Und daneben nimmt die Zahl der in den Großbetrieben Angestellten zu, wirklicher Proletarier, die keine Aussicht haben, sich je selbständig zu machen; es wächst die Kinderarbeit und die Frauenarbeit mit ihrer Begleiterin, der Prostitution; es wachsen Ueberarbeit, Arbeitslosigkeit und Lohnrückerei auch auf diesem Wirtschaftsgebiete. Die Lage des kaufmännischen Angestellten nähert sich immer mehr derjenigen des Proletariats der Industrie. Er unterscheidet sich von ihm fast nur dadurch, daß er den Schein einer höheren Lebenshaltung aufrecht erhalten und für denselben Opfer bringen muß, die der industrielle Proletarier nicht kennt.

Und noch eine andere Proletariatschicht beginnt sich zu entwickeln: das Proletariat der Gebildeten. Gebildet sein ist in unserer Produktionsweise ein besonderes Geschäft geworden. Das Maß des Wissens hat sich unendlich erweitert und wächst von Tag zu Tag. Und die kapitalistische Gesellschaft wie der kapitalistische Staat bedürfen immer mehr der Männer der Wissenschaft und Kunst zur Führung ihrer Geschäfte und zur Unterwerfung der Naturkräfte, sei es zu Zwecken der Produktion oder der Zerstörung, oder zur luxuriösen Verwendung ihres zunehmenden Ueberschusses. Aber nicht nur der Bauer, der Handwerker oder gar der Proletarier, auch der Kaufmann, der Fabrikant, der Bankier, der Börsenspekulant, der Großgrundbesitzer, haben keine Zeit, sich der Kunst und Wissenschaft zu widmen. Sie sind ganz von ihren Geschäften und Vergnügungen in Anspruch

genommen. In der heutigen Gesellschaft sind es nicht, wie in früheren Gesellschaftsformen, die Ausbeuter selbst, oder mindestens eine Klasse derselben, welche die Künste und Wissenschaften pflegen. Sie überlassen diese Thätigkeit einer besonderen Klasse, die sie dafür bezahlen. Die Bildung wird eine Waare.

Aber bis vor wenigen Jahrzehnten noch war sie eine seltene Waare. Der Schulen gab es wenige, das Studiren war mit bedeutenden Kosten verknüpft. Die Bauern waren meist zu verelendet, als daß sie die Mittel aufgebracht hätten, ihre Söhne auf die höheren Schulen zu senden. Das Handwerk und der Handel hatten dagegen noch einen goldenen Boden; wer dabei war, blieb dabei; nur besondere Begabung oder besondere Umstände veranlaßten den Sohn des Handwerkers oder Kaufmanns, sich der Kunst oder Wissenschaft zuzuwenden. Während die Nachfrage nach Beamten, Technikern, Ärzten, Lehrern, Künstlern u. s. w. stieg, blieb die Zufuhr fast ganz auf den Nachwuchs dieser Kreise selbst beschränkt.

Die Waare Bildung stand daher hoch im Preise. Ihr Besitz verschaffte wenigstens denen, die sie zu praktischen Zwecken verwendeten, den Advokaten, Beamten, Ärzten, Professoren z., meist ein auskömmliches Leben, er verschaffte oft auch Ruhm und Ehre. Der Künstler, der Dichter, der Philosoph waren die Gesellschaft der Könige. Der Aristokrat des Geistes fühlte sich dem der Geburt wie dem des Geldes überlegen. Seine einzige Sorge war die Entfaltung seiner geistigen Güter. Daher konnten die Gebildeten Idealisten sein und waren es auch oft. Sie standen über den anderen Klassen und deren materiellen Bestrebungen und Gegensätzen. Bildung bedeutete Macht, Glück und Lebenswürdigkeit: was lag näher, als der Schluß, um alle Menschen glücklich und lebenswürdig zu machen, um die Klassengegensätze zu überwinden und Armut und Gemeinheit aus der Welt zu schaffen, sei nichts notwendig, als die Verbreitung von Bildung?

Seitdem hat die Ausdehnung des höheren Schulwesens — und nur um die höhere Bildung handelt es sich hier — gewaltige Fortschritte gemacht. Die Zahl der Lehranstalten ist ungemein vermehrt worden. In noch stärkerem Maße wuchs die Zahl der Schüler. Der Kleinbetrieb in Handel und Industrie hat seinen goldenen Boden verloren. Der Kleinbürger weiß seine Kinder nicht mehr anders vor dem Versinken ins Proletariat zu bewahren, als daß er sie studiren läßt, wenn er nur einigermaßen die Mittel dazu erschwingen kann. Und er muß darauf bedacht sein, nicht nur für seine Söhne, sondern auch für seine Töchter zu sorgen. Denn die fortschreitende Arbeitsteilung verwandelt, wie schon erwähnt, immer mehr Arbeiten des Haushalts in besondere Berufstätigkeiten, verringert immer mehr die Arbeit im Haushalt, so daß eine Ehe, in der die Frau nichts ist, als Haushälterin, immer mehr ein Luxus wird. Gleichzeitig aber verarmt, wie wir gesehen, das Kleinbürgertum, so daß es immer mehr die Fähigkeit verliert, sich einen Luxus zu gestatten. Immer größer wird die Zahl der Hebelosen, immer größer die Zahl derjenigen Familien, in denen Frau und Tochter arbeiten müssen, um zu verdienen. So wächst die Frauenarbeit nicht nur auf den Gebieten der großen und kleinen Industrie und des Zwischenhandels, sondern auch im Beamtenwesen des Staats und privater Unternehmungen, der Post, Telegraphie, Eisenbahnen, Banken zc., in der Kunst und der Wissenschaft. Mögen Vorurtheile und persönliche Interessen noch so laut dagegen schreien, die Frauenarbeit bürgert sich auf den verschiedensten Gebieten der geistigen Arbeit immer mehr ein. Nicht Eitelkeit, nicht Vordringlichkeit, nicht Uebermuth, sondern der Zwang der ökonomischen Entwicklung treibt die Frauen zur Arbeit auf diesen, wie auf den anderen Gebieten menschlicher Thätigkeit. Wenn es den Männern in einigen Zweigen der Geistesarbeit, die noch künftighin organisiert sind, gelungen ist, die Konkurrenz der Frauen auszuschließen, so

drängen sich diese umsomehr in die nicht künftigen, z. B. Schriftstellerei, Malerei, Musik.

Eine Folge dieser ganzen Entwicklung ist es, daß die Zahl der Gebildeten im Verhältniß zu früher ungeheuer zugenommen hat. Aber die künftigen Folgen sind ausgeblieben, welche die Idealisten von der Zunahme der Bildung erwarteten. So lange die Bildung eine Waare ist, heißt die Verbreitung der Bildung die Vermehrung dieser Waare und damit die Senkung ihres Preises, also die Verschlechterung der Lage ihrer Besitzer. Die Zahl der Gebildeten ist in einem Maße gewachsen, daß sie den Bedürfnissen der Kapitalisten und des Kapitalistenstaates mehr als genügt. Der Arbeitsmarkt für die Arbeiter der Bildung ist heute ebenso überflüssig, wie der der Handarbeiter. Auch die geistigen Arbeiter haben bereits ihre Reservearmee, die Arbeitslosigkeit ist in ihren Reihen ebenso ein ständiger Gast, wie in denen der Industriearbeiter. Diejenigen, die zu einem Staatsamt gelangen wollen, müssen Jahre, oft über ein Jahrzehnt warten, bis sie zu einem der schlechtbezahlten unteren Posten gelangen. Bei den Andern wechseln Arbeitslosigkeit und Ueberarbeit ebenso ab, wie bei den Handarbeitern, und wie bei diesen ist die Lohnrückerei an der Tagesordnung.

Die Klassenlage der Arbeiter der Bildung verschlechtert sich zusehends; sprach man ehemals von der Aristokratie des Geistes, so spricht man jetzt vom Proletariat der Intelligenz; und bald wird diese Proletarier von den andern Lohnarbeitern nur noch eines unterscheiden: ihre Annahme. Sie bilden sich in ihrer Mehrheit immer noch ein, etwas Besseres zu sein als die Proletarier, sie rechnen sich immer noch zum Bürgertum, zur Bourgeoisie*).

*) Im Deutschen bedeutet das Wort „Bürger“ nicht blos den Angehörigen einer bestimmten Klasse, der Klasse der Besitzenden in den Städten, sondern auch jeden Angehörigen des Staates, den Staatsbürger. Der Franzose hat dafür zwei Bezeichnungen. Der erstere

aber so, wie sich der Bediente zu seiner Herrschaft rechnet. Sie haben aufgehört, die geistigen Führer der Bourgeoisie zu sein und sind ihre Klopfflechter geworden. Das Strebertum wuchert unter ihnen empor; nicht die Entwicklung, sondern die Verwerthung ihrer geistigen Güter ist jetzt ihre erste Sorge, und die Prostituirung ihres Ich ihr Hauptmittel, vorwärts zu kommen. Wie die Kleinengewerbetreibenden werden auch sie geblendet durch einige wenige glänzende Treffer in der Lotterie ihres Lebens; sie übersehen die zahllosen Nieten, die ihnen gegenüber stehen, und verschachern Seele und Leib für die bloße Aussicht, einen solchen Haupttreffer zu machen. Das Verkaufen der eigenen Ueberzeugung und die Geldheirath, das sind in den Augen der Mehrtheit unserer Gebildeten zwei ebenso selbstverständliche wie unentbehrliche Mittel geworden, „sein Glück zu machen.“ Das hat die kapitalistische Produktionsweise aus den Idealisten, den Forschem, Denkern und Träumern gemacht!

Aber das Angebot wächst zu stark, als daß im Allgemeinen aus der Bildung selbst dann viel herauszuschlagen wäre, wenn man seine Persönlichkeit mit in den Kauf giebt. Das Versinken der Masse der Gebildeten im Proletariat ist nicht mehr aufzuhalten.

Ob diese Entwicklung dahin führen wird, daß die Gebildeten sich in Masse und nicht bloß vereinzelt, wie bisher, dem kämpfenden Proletariat anschließen, ist noch ungewiß. Sicher aber ist eins: Mit der Proletarisirung der Gebildeten ist dem Proletariet der letzte Ausweg verschlossen worden, um auf eigene Faust, für sich allein, dem Proletariat zu entinnen, zu einer höheren Klasse aufzusteigen.

Daß der Lohnarbeiter ein Kapitalist werde, ist von vornherein ausgeschlossen, wenigstens im regelmäßigen Lauf der Dinge.

Ist der „bourgeois“, der zweite der „citoyen.“ Da das Wort Bourgeois bezeichnender ist als das Wort „Bürger.“ hat es sich auch in Deutschland eingebürgert.

Ein Gewinn in der Hamburger Lotterie oder ein reicher Onkel in Amerika kommen für vernünftige Leute bei Erörterungen über die Lage der Arbeiterklasse nicht in Betracht. Aber unter besonders günstigen Umständen kann es ja hie und da einem der besser-gestellten Arbeiter gelingen, unter harten Entbehrungen so viel zu sparen, daß er einen kleinen Handwerksbetrieb oder einen Kramladen eröffnen oder einen seiner Söhne studiren, etwas „Besseres“ werden lassen kann. Es war stets lächerlich, die Arbeiter auf solche Möglichkeiten zu verweisen, um ihre oder ihrer Kinder Lage zu verbessern. Denn im gewöhnlichen Lauf der Dinge kann ein Arbeiter, wenn er überhaupt zum Sparen kommt, froh sein, wenn es ihm gelingt, in guten Zeiten so viel zurückzulegen, daß er bei einfallender Arbeitslosigkeit nicht ganz entblößt dasteht. Heutzutage aber ist die Verdrängung der Arbeiter auf diese Auswege lächerlicher als je. Denn die ökonomische Entwicklung macht nicht bloß das Sparen des Arbeiters immer unmöglich, sie macht es auch unmöglich, daß er, selbst wenn es ihm gelingt, das Nöthige zu erwirgen, dadurch sich oder seine Kinder aus der proletarischen Existenz emporhebt. Zum selbstständigen Kleinbetrieb übergehen, heißt für ihn, sich aus einem Elend in das andere stürzen, um in der Regel bald wieder in das frühere Elend zurückkehren zu müssen und die Erkenntniß, daß der Kleinbetrieb unhaltbar sei, mit dem Verlust der Ersparnisse zu erkaufen.

Noch schwieriger als der Uebergang zu selbstständigem Kleinbetrieb, ja fast hoffnungslos ist heute der Versuch des Proletariats, seinen Sohn studiren zu lassen. Aber nehmen wir an, ein solcher Versuch sei gelungen, was soll nun dem Proletariatssohn, der mit der Verwerthung seiner Kenntnisse nicht warten kann, dem keine Protektion zur Seite steht, seine höhere Bildung nützen, jetzt wo tausende von Juristen jahrelang warten müssen, bis im Staatsdienst die Reihe an sie kommt, wo Techniker, Chemiker, absolvirte Handelschüler zu Hunderten stellenlos herumlaufen?

Wohin der Proletarier sich heute wenden mag, überall stößt er auf proletarierhafte Lebens- und Arbeitsbedingungen. Das Proletariethum durchdringt immer mehr und mehr die ganze Gesellschaft; die Masse der Bevölkerung ist heute schon in allen Kulturländern auf die Stufe des Proletariats herabgesunken. Jede Aussicht ist für den einzelnen Proletarier verschwunden, sich auf eigene Faust, durch eigene Kraft aus dem Sumpf herauszuarbeiten, in den ihn die heutige Produktionsweise stößt. Er kann seine Erhebung nur erreichen durch Hebung der ganzen Klasse, der er angehört.

III. Die Kapitalistenklasse.

1. Handel und Kredit.

Wir haben gesehen, wie die Masse der Bevölkerung in den Ländern mit kapitalistischer Produktionsweise immer mehr zu Proletariern wird, zu Arbeitern, die getrennt sind von ihren Produktionsmitteln, so daß sie auf eigene Faust nichts produziren können und daher gezwungen sind, sollen sie nicht verhungern, das Einzige zu verkaufen, was sie besitzen, ihre Arbeitskraft. Die Mehrzahl der Bauern und Kleingewerbetreibenden gehört thatsächlich auch schon zum Proletariat. Was sie davon scheidet, ihr Besitz, ist nur noch ein dünner Vorhang, mehr geeignet, ihre Ausbeutung und Abhängigkeit zu verhüllen als zu verhindern, ein Vorhang, den jedes stärkere Lüftchen hebt und davon trägt.

Auf der anderen Seite sehen wir eine kleine Schar von Besitzenden, Kapitalisten und Großgrundbesitzern, denen die wichtigsten Produktionsmittel, die wichtigsten Lebensquellen für die ganze Bevölkerung allein gehören, und denen dieser Alleinbesitz die Möglichkeit und die Macht verleiht, die Besitzlosen von sich abhängig zu machen und auszubenten.

Während die Mehrheit der Bevölkerung immer tiefer in Noth und Elend versinkt, ist es diese kleine Schar von Kapitalisten und Großgrundbesitzern, die sammt den ihr anhängenden Schmarokern allein alle jene ungeheuren Vortheile einheimst, welche sich ergeben aus den Errungenschaften der heutigen Kultur, vor Allem aus den Fortschritten in den Naturwissenschaften und deren praktischer Anwendung.